

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1889.

August und September.

(7.) Band; 5. und 6. Heft.)



Inhalt.

	Seite
Mähren unter Karl VI. (1712—1740). Von Dr. Wilhelm Schramm	241
Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch (Schluß)	259
Der Schelmenroman unter besonderer Berücksichtigung seiner Verbreitung in Oesterreich-Ungarn. Von Rudolf v. Payer	285
Das heutige Griechenland. Von Prof. Dr. Gustav Meyer	316
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	333
I. Der Fabrikateneport der wichtigsten Industriestaaten im Jahre 1887. — II. Ein Dichterjubiläum in Tirol. — III. Geistiges Leben in Tirol. — IV. Statistik der österreichischen Industrie nach dem Stande vom Jahre 1885.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Audenplatz 5.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Oesterreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie forzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Oesterreichischen Revue“ sind durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ung. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inclusive Postverendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2,50 Francs. Sechse Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken, Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

- Hans Schütter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebek: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erklärung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehner: Wilhelm von Tegethoff. Ein vaterländisches Gedenblatt. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Willersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Fd. II, Heft III, S. 1 und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Deak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Bidingor: Zu den Verwaltungsgrundrissen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 237.
Joseph von Lehner: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Oesterreich. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmal in Oesterreich-Ungarn. Geschichts-Erinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard von Swieten's Berufung als Leibartz der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Auslands. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Hungarus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusa's. Bd. VI, S. 332.
Hans Schütter: Die Regierung der nordamerikanischen Republik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Bd. VII, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Kriegstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.

Oeffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simonh: Die Zweiteilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Igl: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schiffsfahrtschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwicklung und seinem jetzigen Stande. Bd. V, S. 193.
Eghidius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard von Swieten. Bd. VI, S. 297 und Bd. VII, S. 21.

Volkswirtschaft.

- Alexander Peez: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. II, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenlagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Aufspizer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.

Mähren unter Karl VI.

(1712 – 1740.)

Von Dr. Wilhelm Schramm.

Wer die Entwicklung der geistigen und materiellen Cultur Mährens im 18. Jahrhundert unbefangen und frei von Vorurtheilen verfolgt, wird nicht leugnen, daß während der Regierung Karl's VI. die Zustände dieser Markgrafschaft in vielen Punkten eine günstige Umgestaltung erfahren haben. Zwar ließen der Geist der Unduldsamkeit und die verhältnißmäßig geringe Bildung jener Zeit nur wenige Keime zu voller Blüthe, zur üppigen Frucht reifen, aber immerhin wurden zahlreiche drückende Uebelstände, namentlich in der langen Periode des Friedens, beseitigt und wirksame Maßregeln ergriffen, die zur Förderung von Handel, Industrie und Verkehr beitrugen. Die Wiedererhebung des Landes nahm ihren Anfang, und es wurde der Boden geschaffen, der manche segensreiche Reformen der beiden nachfolgenden großen Regenten, Maria Theresia und Kaiser Joseph, ermöglichte.

Als Karl VI. nach Oesterreich kam, wurde er vom Adel, Clerus und Bürgerthum mit Jubel empfangen. Es war Ende des Monats Januar 1712, als vom königlichen Tribunale in Brünn die Ankunft des neuen Markgrafen und Kaisers in Wien gemeldet und von ihm die Regierung des ererbten Gebietes angetreten wurde. Die Fortsetzung des wegen Spanien begonnenen Krieges erheischte große Geldmittel. Mähren sollte den hundertsten Theil seines Vermögens und den zehnten Theil der anderen Vorräthe beisteuern; da aber das Land durch ein Unwetter den größten Theil der Ernte verloren hatte und noch

überdies von einer Rinderpest heimgesucht wurde, so stellte sich schließlich der Kaiser bei seiner angeborenen Milde mit einer Summe von 200.000 fl. zufrieden.

Gleich im Anfang seiner Regierung ließ sich der Kaiser angelegen sein, die Herausgabe einer Karte von Mähren zu fördern. Schon Kaiser Joseph I. beschloß, eine neue genaue Karte dieser Markgrafschaft durch den geschickten Ingenieur Joh. Christoph Müller verfertigen zu lassen. Binnen fünf Jahren wurde Müller mit der Bereisung des Landes und der Herstellung der Karten der sechs Kreise fertig. *) Die Karten wurden den Kreishauptleuten zur Revision übergeben. Die Regierung drang mit Strenge auf richtige Angaben und verordnete, daß die Obrigkeit für jeden nicht angegebenen Ort mit 400 Ducaten, die schuldtragenden Beamten aber mit öffentlicher Arbeit auf dem Spielberg bestraft werden. **) Im Jahre 1716 wurde die Generalkarte in allen Theilen vollendet. Den Stich derselben besorgte der Brünnener Kupferstecher Joh. Christoph Leidig. Die Müller'sche Karte, welche 1720 von Joh. Bapt. Homann in Nürnberg nachgestochen wurde, führt den Titel: *Tabula generalis marchionatus Moraviae in sex circulos divisiae, quos mandato Caesareo accurate emensus hac mappa delineatos exhibit Joh. Christoph Müller, S. C. M. Capitaneus*. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Kaiser den Ingenieurhauptmann Müller für die Arbeit mit seinem goldenen, mit Diamanten kostbar besetzten Porträt belohnte. ***)

Als nach dem Frieden zu Rastatt (7. März 1714) der Waffenlärm verstummte, errichtete der Kaiser ein auf alle seine Königreiche und Länder sich ausdehnendes Bankal-Institut. Er versprach sich von dieser Einrichtung große Vortheile und beabsichtigte insbesondere damit, die Cameraleinkünfte zu erhöhen, die Aerarialschulden zu tilgen, die an die Bank angewiesene Miliz pünktlich zu bezahlen und in gutem Stande zu erhalten, den Credit zu erhöhen, den Wucher abzustellen, dem Bürger und Handelsmann durch Darleihung von Geldern gegen geringe Verzinsung zu helfen, dem Bauer bei Vermehrung des Handels und Wandels die Bestreitung seiner Steuern zu erleichtern

*) Rescript vom 18. Februar 1712.

**) Rescript vom 12. Juli 1714.

***) Vgl. d'Elvert's Abhandlung: „Geschichte der Landkarten von Mähren und Schlesien“ im fünften Bande der Schriften der historisch-statistischen Section und das Manuscript Nr. 420 des Franzens-Museums: „Originalactenstücke in Betreff der Müller'schen Landkarten von Mähren“.

und endlich zur allgemeinen Wohlfahrt den sichersten Weg zu bahnen. Auch in Brünn wurde ein Bankal-Collegium unter dem Vorſiße des Anton Franz Ritter von Deblin ins Leben gerufen. *) Leider trug dieſer Verſuch keine Früchte, des Kaiſers gute Abſichten zerſtörte eine ſchreckliche Peſt, welche gegen Ende des Jahres 1713 in der Stadt Schildberg ausgebrochen war und in den folgenden zwei Jahren viele Tauſende von Menſchen dahinraffte. Der Seuchenherd dehnte ſich von Schildberg bis Miſtek und von Freudenthal bis Jamnitz und Pirnitz aus. Am ärgſten wurden die ausgedehnten Liechtenſtein'schen Beſitzungen heimgesucht. **) Großes Unglück traf die Stadt Littaun, welche im Jahre 1714 durch die ſogenannte ungarische Krankheit einen großen Theil der Bevölkerung verlor. Zu dieſer ſchrecklichen Epidemie geſellte ſich eine quälende Hungersnoth, welche bewirkte, daß das wüthende Volk einen Angriff auf die Borräthe der Victualienhändler machte und ſelbe völlig ausplünderte. In Folge einer kaiſerlichen Verordnung wurde die Stadt mittelſt Gorden abgeſperrt. Am 20. Auguſt begann die Seuche nachzulassen, Ende September verſchwand ſie gänzlich. Die inſicirten Häuser und Geräthſchaften wurden verbrannt, und die Stadt mußte einer allgemeinen Reinigung unterzogen werden. ***)

In dem Kriege gegen die Türken, der mit dem Paſſarowitzſchen Frieden ſein Ende erreichte (1718), mußten die Mährer Geld beiſteuern und Truppen ſtellen, während der gegen Spanien glücklich geführte Kampf nicht neues mähriſches Blut, wohl aber wieder mähriſches Geld forderte.

Im Jahre 1719 eröffnete Karl, der ſeinen Blick unverwandt auf das Wohl ſeiner Staaten lenkte und inſbeſondere die materielle Cultur zu heben ſuchte, freie Schifffahrt auf dem Adriatiſchen Meere und beſchenkte die Handelsgenoffenſchaften mit mehreren Privilegien. Um jedoch ſpeciell in Mähren den Handelsverkehr zu heben, bemühte er ſich, die March ſchiffbar zu machen. Schon im Jahre 1717 erklärte der Olmützer Rathsherr Joh. Chriſtoph Dimbter, daß die March von Olmütz bis Theben an der Donau ſchiffbar gemacht und dieſes mit den Geldern bewirkt werden könnte, welche für die Zufuhr des Salzes in das Land ausgegeben werden. Dieſe Idee erfaßte der Niſolſburger Jude

*) Patent vom 14. December 1714.

**) Brünner Wochenblatt 1824, S. 419; 1825, S. 125, 282; Morawetz, hist. Moraviae III, 325; Fiſcher, Geſchichte von Olmütz II, 152; Moravia 1815, S. 553, 556; 1842, S. 223, 377.

***) Moravia 1842, S. 223.

Salomon Beer, welcher von der Hofkammer die Bewilligung erhielt, durch sechs Jahre das kaiserliche Salz nach Mähren und Schlesien zu führen und die March von Napagedl bis Theben schiffbar zu machen. Beer sah aber mehr auf seinen Vortheil, als auf die Schiffbarmachung; deshalb verklagte ihn der Obristwachtmeister Norbert Wenzel v. Lind und verlangte, daß er zum Schifffahrtsinspector bestellt und die Schifffahrt bis nach Olmütz ausgedehnt werde. Der Kaiser willfahrte diesem Ansuchen durch das Decret vom 5. September 1720 und trug dem Gubernium auf, die Schiffbarmachung der March durch Beer eifrig zu überwachen und die Räumung dieses Flusses auf der Strecke zwischen Napagedl und Olmütz durch den Olmützer Stadtrath zu veranlassen. Trotzdem auch der obengenannte Dimbter im Jahre 1721 Vorschläge zur Durchführung der Schiffbarmachung vorlegte, welche der Kaiser mit allen Zeichen der Anerkennung aufnahm, kam die Sache dennoch nicht zur Ausführung. Beer's Unternehmen blieb ohne Frucht und das Gubernium klagte (1722), daß er die übernommene Schiffbarmachung schlecht betreibe, das Flußbett nicht gehörig räume und die Schleusen nicht in brauchbaren Stand setze.*)

* * *

Im Jahre 1722 begannen die Auswanderungen der mährischen Brüder, welche besonders die Dörfer um Fulnek bewohnten. Auf Veranlassung des Zimmermeisters Christian David zogen sie zuerst in geringerer, dann in größerer Zahl heimlich nach der Lausitz, wo sie den Marktflecken Herrnhut unter Schutz und Anführung des Nicol. Ludwig Grafen von Zinzendorf bauten. Im Jahre 1732 zählte dieser Ort bereits gegen 600 Anhänger dieser Secte.***) Karl verfuhr gegen die Katholiken mit größter Strenge, wie die auf die Ausbreitung und Aufrechthaltung der katholischen Religion bezügliche Rubrik der Landtagschlüsse von 1725 bis 1740 und das Patent vom 28. Januar 1726 beweist. Die der Kezerei Ueberführten wurden mit ein- oder mehrjähriger öffentlicher Arbeit bestraft, wenn sie aber rückfällig wurden, aus dem Lande verwiesen. Falls sie sich aber dann trotzdem in Mähren wieder hlicken ließen, wurden sie mit dem Schwerte hingerichtet. Die Schwertstrafe erlitten auch Diejenigen, welche das Volk verführten, den kezerischen

*) Morawetz, hist. Moraviae, tom. III, und d'Elvert's Schriften, 8. Band, S. 266 ff.

**) Serstetter's Brüderhistorie, S. 193 ff.

Lehren Vorschub leisteten oder keizerliche Bücher einschleppten. Die obrigkeitlichen Beamten, welche die Strafgesetze gegen die Katholiken nicht genau vollzogen, erwartete der Spielberg-Arrest. Mährische Unterthanen, welche sich von ungarischen Prädicanten copuliren ließen, büßten dies mit zweijähriger öffentlicher Arbeit. *)

Wie Karl auf der einen Seite die katholische Religion zu schützen und zu fördern suchte, so war er auf der anderen Seite auch ernstlich bestrebt, der Schulbildung und Wissenschaft nützlich zu sein. In Folge der fortwährenden Kriege war eine Verwilderung der Gemüther und eine Verflachung der Geister eingetreten, die auch in Mähren recht deutlich zu Tage trat. Der Volksunterricht in den Landschulen war auf die wichtigsten Religions- und Elementarkenntnisse, der Unterricht an den Klosterschulen auf Religion, alte Sprachen, einige trockene historische Daten und auf ein klägliches Maß mathematischer Kenntnisse beschränkt. Das philosophische und theologische Studium kam über die mittelalterliche Scholastik und eine unfruchtbare Polemik nicht hinaus. In dieser Richtung fand der Kaiser leider nur wenig Gelegenheit einzugreifen, doch gelang es ihm, eine ständische Akademie in Olmütz ins Leben zu rufen und in derselben Stadt eine Erweiterung des juridischen Studiums anzubahnen. Franz Michael Schubirz Freiherr v. Chobinie klagte im Jahre 1724, daß die Olmüzer Hochschule von allen Exercitien für die adelige Jugend entblößt sei und machte den mährischen Ständen den Vorschlag, eine Akademie für die ritterlichen Uebungen: Tanzen, Reiten und Fechten, an der Olmüzer Universität zu errichten. Letztere ließen sich vom Baron Schubirz ein Project über die Ausführung vorlegen und beschloffen am 9. November 1724, zur Einrichtung einer Akademie zu schreiten. Die über die Organisirung des Instituts abgefaßte Landtags-Resolution nahm der Kaiser sehr beifällig auf und genehmigte sie mit dem Rescript vom 26. März 1725. Der Oberstlandrichter Leop. Anton Sack, Graf von Bohunowitz, vermachte als Lehzer seines Stammes mehr als 30.000 fl. zur Gründung der Akademie. Dieses Geld reichte nicht nur zur Herstellung des Gebäudes aus, sondern lieferte auch einen großen Beitrag für den Unterhalt der Exercitienmeister. Die neue Anstalt gelangte bald zu gedeihlicher Entwicklung, obgleich die Jesuiten die Exercitien in der Akademie mit ihrer Disciplin, Schul- und Hausordnung nicht vereinbar erklärten, Tanzen, Fechten, Reiten und Sprach-

*) Rescript vom 18. Februar 1728.

unterricht für weltliche Wollust ausgaben und sogar so weit gingen, in öffentlichen Komödien die Exercitienmeister, nachdem sie dieselben hierzu eingeladen, „als Lumpenkerle zu produciren“, wie sich Baron Schubirz in einer Beschwerde äußerte.*)

Schon im Jahre 1725 dachte Karl daran, in Olmütz einen berühmten Professor des Staatsrechtes anzustellen, um die dortige Universität in besseren Ruf zu bringen und einen größeren Zusammenfluß von Rechtshörern nach dieser Stadt zu bewirken. Als nun im Jahre 1728 der verdiente Oberstlandrichter Freiherr von Schubirz die Stände auf das Bedürfniß, das Studium der Rechte besser zu bedenken aufmerksam gemacht und einen diesbezüglichen Vorschlag eingereicht hatte, wurde letzterer, von den Ständen und dem Landeshauptmann Max Ulrich Grafen von Kaunitz unterstützt, dem Kaiser vorgelegt, der alsbald an die Ausführung der Sache ging. Im Jahre 1732 gab es in Olmütz bereits drei Lehrer für das juridische Studium, welche in der Folge mit Eifer auf eine bessere Ausbildung des Richterstandes hinwirkten. Die Lehrkanzel des Staatsrechtes erhielt Dr. Gottfried Schweifhart aus Mainz.***) Weitere Versuche, eine vollständige juridische Facultät einzurichten und eine medicinische hinzuzufügen, blieben trotz wiederholter Anstrengungen der Stände in den Jahren 1736 und 1740 wegen der bedenklichen äußeren Lage ohne jeden Erfolg.

Als Karl Kunde erhielt, daß viele adelige Personen weiblichen Geschlechts von ihren Eltern und Vormündern in ausländische Klöster geschickt und dadurch nicht geringe Geldsummen den böhmischen Erbländern entzogen würden, da sich diese adeligen Damen oft in der Fremde verheiratheten oder in den Orden derjenigen Klöster eintraten, denen sie zur Erziehung übergeben wurden, so verordnete er, daß zwar ein Vater seine adelige Tochter in ein jungfräuliches Stift zur Erziehung außer Landes, jedoch nicht weiter als in die Erbländer und das römische Reich schicken könne, ein Vormund aber ohne ausdrückliche kaiserliche Verordnung hierzu nicht berechtigt sei und im Uebertretungsfalle eine Strafe von 2000 Ducaten zu zahlen habe.***)

Zahlreich sind die Verordnungen, die Karl VI. in Betreff der Juden erließ. Wenn die Juden damals in eine Stadt gehen wollten, so mußten sie durch ein eigenes Thor eingelassen werden. In den

*) Vgl. d'Elvert's Schriften, 10. Band, S. 13 ff.

**) Manuscript vom 12. September 1732.

***) Resolution vom 6. Februar 1725.

Städten Olmütz, Brünn, Znaim und Jglau mußten sie 15 kr., in den übrigen Städten 7 kr. als Leibmauth zahlen. Dieses Einlaßgeld wurde vom Kaiser auch der Stadt Hradisch bewilligt. *) Viele Städte nahmen ein höheres Einlaßgeld, als gestattet war. Dieser Unfug wurde durch den Kaiser abgeschafft. **) In dem Rescript vom 9. März 1723 wurden die den Juden abgenommenen Einlaßgelder der Stadt Brünn in der Absicht überlassen, damit die Bürger die Wachtgelder leichter bestreiten könnten. Im Jahre 1723 (13. Mai) verließ der Kaiser der mährischen Judenthüm eine Reihe von Privilegien. Das Toleranzgeld der Juden wurde von 12.000 fl. auf 8000 fl. herabgesetzt; sie sollten aber dabei die Lahn-, Kamin- und alle anderen Steuern mit entrichten, und bei der Leibmauth hatte es zu verbleiben. Die Mauth zahlten sie wie die Christen. Jeder Jude konnte als Selbstschuldner geklagt werden, die Repressalien aber wurden aufgehoben. Die Juden sollten ungehindert dort verbleiben, wo sie bis jetzt ansässig waren. Auch war ihnen gestattet, ein Handwerk zu treiben, und kein christlicher Handwerker durfte ihnen hierbei hindernd in den Weg treten. ***) Kurz darauf wurden die Rechte der Juden in einigen Punkten eingeschränkt. Denselben wurde verboten, christliche Dienftboten zu halten; hinsichtlich der freien Arbeiten aber, der künstlerischen und mechanischen, durften sie christliche Hülfeleistung gebrauchen. Auch durften sie den Dienst christlicher Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen, keineswegs aber den christlicher Saugammen in Anspruch nehmen. Ferner wurde ihnen gestattet, am Sabbath die Beheizung der Zimmer, das Anzünden und Auslöfchen der Lichter durch christliche Mannsperjonen (Weiber blieben ausgeschlossen) besorgen zu lassen. †)

Da die Zahl der Juden in den königlich böhmischen Erbländen immer mehr anwuchs, so verordnete Karl VI., daß nur je ein Sohn einer Judenfamilie in Mähren heirathen dürfe. Ein Jude, der sich wider das kaiserliche Verbot verheirathete, wurde mit Staupenschlägen bestraft und aus den kaiserlichen Erbländern ausgewiesen.

Jene Obrigkeit oder Gemeinde, welche die Berehelichung mehrerer Söhne einer Judenfamilie gestattete, erlegte eine Geldstrafe von 1000 Ducaten. ††)

*) Rescript vom 6. Mai 1721.

**) Rescript vom 17. März 1722.

***) Lukfche, Bef. Rechte, II. Band, S. 145, und Befebrod, Sammlung der Gesetze von 1600 bis 1740, S. 160.

†) Resolution vom 26. November 1725.

††) Patent vom 24. October 1726.

Mit großer Strenge verfuhr der Kaiser gegen die Zigeuner. Da vielfältige Verfügungen gegen dieselben erfolglos blieben, erging vom königlichen Amte der Landeshauptmannschaft unterm 20. Juni 1721 ein Patent, welches folgende Punkte enthielt: 1. Die Zigeuner sind für vogelfrei erklärt; 2. aus dem Lande verwiesene Zigeuner, die wieder in Mähren aufgegriffen werden, sind sammt den Weibern niederzumachen oder aufzuhenten, die Kinder derselben sollen in die Spitäler zur christlichen Erziehung abgegeben werden; 3. in ganz Mähren sollen an den Grenzen mit Zigeunertafeln behängte Säulen zur Abschreckung aufgestellt werden; 4. die Obrigkeiten und Beamte, welche gegen die Zigeuner nicht gesetzmäßig verfahren, sind zu bestrafen, und zwar erstere mit einer empfindlichen Geldstrafe, letztere mit öffentlicher Arbeit auf dem Spielberg. Noch schärfere Bestimmungen enthielt das Patent vom 8. März 1726. Nach demselben sollten die erwachsenen Zigeuner mit dem Strang hingerichtet werden, größere Burschen jedoch bis zu achtzehn Jahren, und Weiber nach Abschneidung des linken Ohres mit Staupenschlägen gezüchtigt und sodann aus allen kaiserlichen und königlichen Erblanden auf ewig verwiesen werden. Bei weiterer Betretung sollten die Zigeunerburschen und Zigeunerweiber auch das andere Ohr verlieren und aufs neue mit Justigation und Relegation bestraft werden. Die zum ersten oder zweitemale mit abgeschnittenen Ohren oder mit einem auf dem Rücken befindlichen Strafkennzeichen in einer Kotte ertappten Zigeunerinnen erwartete der Tod durch das Schwert. Wer dem Treiben der Zigeuner in irgend einer Weise Vorshub leistete, zahlte 100 Ducaten Strafe.

* * *

Da die Versuche der Schiffbarmachung der March zu keinem Erfolge führten, gedachte Karl VI. auf andere Weise den Handelsverkehr Mährens zu heben. Unter ihm geschahen die ersten Anfänge des Straßenbaues in diesem Lande. Zunächst schritt man an die Herstellung des Verbindungsweges zwischen Oesterreich, Mähren und Schlesien von Wien über Brünn und Olmütz. Der Bau begann im Jahre 1727, ging aber nur langsam von statten, da die zur Bedeckung der Kosten bestimmte Grenzwegmauth sammt dem Grenzweinausschlag nur ein geringes Erträgniß gab und auch die Straßenrobot wenig nützte. Im Jahre 1740 war die neue schlesische Straße erst bis in die Nähe von Olmütz ausgebaut. Um das Jahr 1728 wurde auch der

Bau einer Verbindung zwischen Wien und Prag in Angriff genommen. Diese Straße nahm die Richtung über Znaim, Budwitz, Schelletau, Stannern und Iglau, wo der Bau erst im Jahre 1739 begann. Zur Bedeckung der Kosten dienten die Erträgnisse des Wegfonds und die Mautherträgnisse jener Obrigkeiten und Städte, welche an dieser Straßenlinie lagen.*)

Um sich neue Einnahmsquellen zu schaffen, erneuerte der Kaiser in Mähren durch mehrere Verordnungen das Tabak- und Salzregal. Wer die zur Aufrechthaltung des neuen Tabakregals erlassenen Gesetze übertrat, verfiel in eine Geldstrafe. Der Zahlungsunfähige wurde geächtet und zur öffentlichen Arbeit in Band und Eisen auf der Festung Spielberg oder zur Wegausbesserung verwendet, häufig auch in die Tabakfabriken zum Tabakstoßen oder zu einer anderen schweren Arbeit abgegeben.***) Die Aufrechthaltung des Salzregals war mit großen Schwierigkeiten verbunden, da gegen dasselbe oft Kotten von Hunderten von Schwärzern mit Gewalt ankämpften. Es wurde daher über die Einschwärzer des Salzes, welche in bewaffneten Haufen auftraten, die standrechtsmäßige Todesstrafe verhängt.***) Damit die an der schlesischen und ungarischen Grenze gelegenen Herrschaften im Olmützer und Hradischer Kreise an dem für ihr Vieh nöthigen Salz keinen Mangel litten und nicht genöthigt wären, um fremdes Salz aus dem Land zu fahren, sollte denselben das für ihr Wirthschaftsvieh erforderliche Stein Salz in der Weise zukommen, daß ihnen vom Brünnner Salzamt vierteljährig Scheine an die Legstatt zu Leipnik, Ungarisch-Hradisch oder Ungarisch-Brod ausgestellt würden, damit sie dort das Salz erheben und gegen Vorweisung eines Passes ungehindert auf ihre Güter abführen könnten. Diejenige Herrschaft oder Obrigkeit, welche die Einfuhr fremden Salzes zuließ, wurde zu einer Strafe von 1000 Reichsthalern verurtheilt.

Das Zunftwesen wurde unter Karl VI. in vielfacher Weise geregelt und so die langersehnte Reform des ungebundenen Zunftwesens angebahnt. Zunächst mußte über kaiserliche Verordnung vom 29. November 1724 behufs Verfassung einer Generalzunftordnung eine Specification aller Handwerke der Hofstelle vorgelegt werden. Am 16. November 1731 erschienen die General-Handwerks- und Gewerbs-

*) Rescript vom 23. Januar 1739 und d'Elvert's Schriften, VIII. Band, S. 10 bis 13.

***) Patent vom 1. December 1734.

****) Patent vom 3. April 1730.

patente, durch welche den bei den verschiedenen Zünften bestehenden Mißbräuchen ein Ende gemacht wurde. In 15 Capiteln erhielten die Lehrlinge, Gesellen und Meister genaue Aufklärung über ihre Pflichten. Die der Prüfung unterworfenen Artikel einzelner Zünfte wurden vom königlichen Tribunal nach Wien geschickt, damit sie die kaiserliche Sanction erhielten. Die Erwirkung von Innungsartikeln war bei Karl VI. nicht immer durchzusetzen Dies mußten schon im Jahre 1721 *) die bürgerlichen Maler von Brünn erfahren. Sie wurden mit ihrem Begehren abgewiesen, weil sie einerseits niemals derlei Innungs- oder sogenannte Kunstartikel gehabt hätten, andererseits aber der Kaiser durch Ertheilung solcher Vorrechte die freie Kunst nicht in der Weise beschränken wollte, daß fremde wohlerfahrene Künstler von dem Besuche Mährens abgeschreckt würden. Den Abschluß der Thätigkeit Karl's auf dem Gebiete der Regelung des Zunftwesens bildeten die am 1. Januar 1739 publicirten Generalzunftartikel für alle böhmischen Erbländer.

Eine eingehendere Besprechung verdienen die unter Karl VI. durchgeführten Reformen, welche sich auf die Tuchmacherzunft und die Tuchfabrication in Sglau beziehen. Schon seit Langem bestand große Unzufriedenheit innerhalb der Tuchmacherzunft; denn die Tuchmacher waren im Einkaufe der Wolle, im Verkaufe ihrer Waare und in der Größe der Erzeugung ungebührlich beschränkt. Untereinander uneinig, lagen sie zugleich in Zwist und Hader mit den Kaufleuten. Ein am 24. Mai 1710 abgeschlossener Vergleich wurde nicht eingehalten. Die Meisterschaft, welche über schlechte Verwaltung des Handwerkervermögens klagte, verwarf die eigene Regie der der Gesellschaft gehörigen Realitäten und Einkünfte und überließ dieselben aus eigener Machtvollkommenheit an den Kaiserrichter Georg Anton v. Riesenfeld und die Brüder Johann und Andreas Jungmayer um den Pachtzuschilling von 3000 fl. Da die Mittel und der Stadtrath gegen diese Neuerung ankämpften, mußte eine kaiserliche Commission einschreiten, welche nach langer Untersuchung Ende 1723 zu einem Entschlusse kam, den auch der Kaiser bestätigte. Der Contract der Brüder Jungmayer, Riesenfeld war inzwischen von der Pachtung zurückgetreten, wurde cassirt, das Verpachtungssystem jedoch beibehalten; den Pacht erhielt die Sglauer Tuchhändlerzunft für die Zeit vom 1. Februar 1724 bis zum 31. Januar 1727 um das höchste Anbot von 5735 fl. jährlichen Pachtzuschilling.

*) Manuscript vom 9. Mai.

Die eingesetzte Commission hatte über Auftrag des Kaisers auch die traurige sociale Lage und die Beschwerden der armen Tuchmacher genau zu untersuchen und Mittel zur Abhülfe ausfindig zu machen. Nach einigen provisorischen Vorkehrungen, welche wenig fruchteten, wurde die von der Commission ausgearbeitete und am 19. December 1724 von Karl VI. bestätigte Satzung und Ordnung für das Iglauer Tuchmacherhandwerk zu Brünn gedruckt und am 3. Mai 1725 feierlich in Iglau bekannt gemacht. Nach derselben wurde unter Anderem die Zahl der Meister auf 400 eingeschränkt und zugleich die freie Tucherzeugung aufgehoben. Es durfte nunmehr jeder Meister monatlich bloß zwei Stück breites und ein Stück ordinäres Kerntuch, ferner jährlich zwei Stück gute Wimmertücher nach alter Qualität und Kleidertücher etwa zwei Stück von 12 bis 14 Ellen zu eigenem Gebrauch erzeugen. Den Kaufleuten wurde verboten, mit anderer als mährischer und böhmischer Wolle nach Iglau zu handeln. Die Beschränkung der Meisterzahl und die der Tucherzeugung war ein entschiedener Rückschritt. Aus dieser Maßregel erwuchs den ärmeren Tuchmachern kein Gewinn. Hingegen steigerte sich das Ansehen der Zunft, da dieselbe, durch einen vom Kaiser bestimmten Oberinspector repräsentirt, nach außen hin als vollkommene Einheit dastand.

Da die Kaufleute sich weigerten, den Tuchmachern die Waare — monatlich je zwei Stück — abzulösen, wurden sie hierzu durch Androhung großer Geldstrafen, des Verlustes des Handels- und Bürgerrechts und der auf die Störung der öffentlichen Ruhe gesetzten Strafe gezwungen. *)

In Folge dessen bildeten die Kaufleute einen Fonds zur Ablösung der Tücher, und später (8. Januar 1726) kam eine Woll- und Tuchhandlungs-Societät zu Stande, welche sich verpflichtete, die Iglauer Tuchmacher mit Wolle und Behrgeld zu versehen und Jedem monatlich zwei Stück Tuch abzunehmen. Die Tuchmacher sollten aber weder ihre Wolle von der Societät zu kaufen, noch ihre Waaren an die letztere abzuliefern verpflichtet sein. Hingegen mußte Jeder, der seine Wolle nicht von der Societät bezog, 2 fl. pro Centner an dieselbe entrichten. Anfangs versprach dieser Verein ein gedeihliches Wirken, bald aber suchten die reicheren Fabrikanten, insbesondere Gleizner und Rebhahn, das Thun und Handeln der Gesellschaft in Mißcredit zu bringen und zu verdächtigen. Ein Tuchmacheraufstand war zu befürchten. Da ließ die Regierung am 30. Juli 1726 Nachts Mili^{tr} in die Stadt ein-

*) Rescript vom 8. März 1725.

rücken, die gefährlichsten Tuchmacher gefangen nehmen und die Rädelshühner Gleigner und Rebhahn auf den Spielberg bringen. Die im Patente vom Jahre 1725 eingeführte Verfassung erlitt eine wesentliche Veränderung. Die freie Wahl der Aeltesten und Geschworenen wurde beschränkt und die Leitung unmittelbar in die Hände des Oberinspectors und zweier Stadtdeputirter gelegt. Durch eine weitere Verordnung vom 12. August 1726 wurden die Rechte der Zunft noch mehr eingeengt. Die Beamtenwillkür, der Zwang in der Production und im Verkehr wirkte auf die Industrie äußerst lähmend. Die Tuchmacher verarmten immer mehr und mehr und die Unzufriedenheit stieg von Tag zu Tag. Auch die Mitglieder der Societät hatten nicht die geringste Lust, ihr wenig einträgliches Geschäft fortzusetzen. Der vom Kaiser mit unbeschränkter Vollmacht nach Sglau geschickte Hofrath Johann Anton Ritter v. Wittmann erkannte bald, daß die Societät wegen Mangel an Absatz nicht länger fortbestehen könne. Es wurde dieselbe deshalb am 25. Januar 1729 aufgelöst, nachdem sie drei Jahre und 17 Tage bestanden hatte. Das Waarenlager übernahmen einige reiche Bürger, welche die Verpflichtung auf sich nahmen, die Gläubiger auszubezahlen. Die Auflösung der Societät wurde von den Tuchmachern und Handelsleuten mit Jubel begrüßt und die vorige Freiheit des Handels mit Wolle und Tuch brachte die Industrie bald wieder zu gedeihlicherer Entwicklung. *)

Eine wesentliche Verbesserung erfuhr unter Karl VI. das mährische Justizwesen, insbesondere die Criminalgerichtsbarkeit. Die Regierung ließ sich die Verminderung und bessere Besetzung der Halsgerichte, deren es über 200 gab, angelegen sein. Der Kaiser drang mit Ernst auf eine schleunige Criminalpflege und gab Vorschriften über die Untersuchung der Kerker. **) Auch befahl er zwei Zucht- und Arbeits- oder Spinnhäuser, und zwar zu Olmütz und Brünn, zu errichten. Das Olmützer Zuchthaus kam zu Stande und diente als Provinzialstrafhaus; erst ein halbes Jahrhundert später erhielt auch Brünn eine solche Anstalt. Seine erfolgreiche Wirksamkeit in Bezug auf die Verbesserung der Strafgerichtspflege schloß Karl VI. mit der gedruckten lehrreichen Gerichtsinstruction, welche auf seinen Befehl von der königlich böhmischen Appellationskammer allen Magistraten, Halsgerichten und das jus gladii ausübenden Obrigkeiten am 13. April 1739 mitgetheilt wurde. ***)

*) Vgl. Karl Werner, Urkundliche Geschichte der Sglauer Tuchmacherzunft. Leipzig 1861, und d'Elvert's Geschichte Sglaus, S. 338 ff.

**) Rescript vom 5. Mai 1722, 8. März 1725, 15. October 1725.

***) Vgl. d'Elvert's Schriften, 27. Bd., S. 104 ff.

Sehr wohlthätig waren die Vorkehrungen, die der Kaiser gegen fremde Werber, gegen den überhandnehmenden Luxus und gegen die schädlichen Hazardspiele traf. In Folge der langjährigen Kriegs-unruhen und der häufigen Recrutirungen hatte die junge Mannschaft in Mähren ungemein abgenommen. Es mußte daher gegen die der Landeswohlfahrt schädlichen Werbungen mit aller Strenge vorgegangen werden. Weil das Patent vom 24. Januar 1721 und das verschärfte vom 18. April 1725 nicht genügenden Erfolg hatte, wurde in Folge kaiserlicher Resolution vom 9. August 1736 vom königlichen Tribunal das Standrecht gegen fremde Werber eingerichtet.

Da die Regierung wahrnahm, daß der unmäßige Aufwand in Bezug auf Kleider, Schmuck und Silber so hoch stieg, daß viele Familien darüber verarmten, das Gold ins Ausland gelangte und die inländischen Fabriken geschädigt wurden, so suchte sie diesem Uebel zu steuern. Am 26. Mai 1722 erschien ein diesbezügliches kaiserliches Patent, welches folgende Punkte umfaßte: 1. Wer nicht dem Herren- oder Ritterstande angehört und nicht des Kaisers wirklicher Rath ist, darf nur inländische Tücher und wollene Zeuge, welche in den österreichischen Erbkönigreichen und Erblanden fabricirt werden, gebrauchen. Sein Weib darf nur inländische glattseidene Zeuge, inländische seidene Tüchel und Strümpfe ohne eingewirktes Gold und Silber tragen. 2. Juwelen dürfen nur von hoffähigen Herren und Damen getragen werden. 3. Der Gebrauch des Tafelsilbers ist nur Personen des Herren- und Ritterstandes und den wirklichen kaiserlichen Räthen gestattet, aber auch diesen ist hierbei geziemende Moderation aufgetragen. 4. Die Uebertreter dieser Verordnung sind mit Confiscation der verbotenen Objecte zu bestrafen und eventuell mit empfindlicher Geldstrafe zu belegen.

Karl VI. verbot auch alle schädlichen Karten-, Würfel- und anderen Spiele. Da aber die Patente aus den Jahren 1714 und 1715 nichts fruchteten, so ließ der Kaiser dieselben von neuem publiciren und in den Ball-, Billard-, Kaffee-, Gast- und sonstigen Spielhäusern affichiren. Die Uebertreter des Gesetzes verfielen in eine Strafe von 1000 Ducaten und wurden, wenn sie dieselbe nicht zahlen konnten, aus dem Lande verwiesen.*)

Das Hazardspiel war zur Zeit Karl's VI. in Mähren sehr verbreitet. Die Kaffeehäuser, deren es im Jahre 1717 in Brünn drei gab, boten eben den Besuchern fast keine andere Unterhaltung. Damals

*) Tribunaldecret vom 9. April 1723.

existirte noch in Mähren kein einziges öffentliches Blatt; vom Zeitunglesen konnte daher keine Rede sein.

Während der langen Regierung Karl VI. sahen die Mährer keinen äußeren Feind im Lande; wohl aber nahm das Räuberunwesen so überhand, daß das Standrecht eingeführt werden mußte. *) Die in Mähren häufig laut werdenden Klagen der Unterthanen, welche von ihren Herren mit Knechtarbeiten schwer bedrückt wurden, milderte der Kaiser durch das Robotgesetz vom 27. Januar 1738. Er befahl, daß in der Regel in jeder Woche nur drei Tage hindurch Frohndienste geleistet werden. Zwei bedeutendere Aufstände der Bauern, welche das Joch der Unterthänigkeit nicht tragen wollten und mit Gewalt dagegen ankämpften, verdienen nähere Besprechung. Sie fallen in die ersten Regierungsjahre des Kaisers und betreffen die deutschen Orte Urbau und Stannern. Die im Znaimer Kreis gelegene Gemeinde Urbau wurde im Mittelalter mit besonderen Rechten und Privilegien ausgestattet, an denen die Bauernschaft mit der größten Zähigkeit festhielt. Mit der wachsenden Macht des Klosterstiftes Bruck und dem sich immer mehr ausbreitenden Einflusse der Znaimer Burgherren wurden die Gerechtfame der Gemeinde — das Landgericht und die Unabhängigkeit von ihrer Herrschaft — immer mehr und mehr geschmälert. Da die Urbauer trotz wiederholter Vorstellung und trotz einer günstigen Entscheidung durch Kaiser Leopold I. von dem mächtigen Brucker Klosterstifte in ihrer alten Autonomie immer drückender beschränkt wurden, endlich eine Beschwerde gegen die durch die Obrigkeit im Jahre 1704 wegen Robotrenitz vorgewommene Ackervertheilung erfolglos blieb, geriethen sie in die höchste Aufregung, verhielten sich aber trotzdem, obgleich durch Allerhöchste Entschlieszung vom 3. Januar 1713 ihre Privilegien sogar für null und nichtig erklärt wurden, in scheinbarer Ruhe, freilich immer darauf bedacht, das alte Landgericht wieder zu gewinnen und die Anerkennung des „löblichen Eigens“ als königlichen Lehens durchzusetzen, um sich der Klosterhörigkeit zu entziehen. Am 24. Juni 1723 — also nach zehn Jahren — verschworen sich die Urbauer in einem feierlich aufgesetzten Bundbrief zu gemeinsamer, energischer Action und überreichten im nächsten Monate durch ihre Bevollmächtigten Lorenz Gühl, Mathes Neumeister und Johann Thallfuß neuerlich die Bitte um Confirmation ihrer Privilegien und um Anerkennung ihrer Gemeinde als königlichen Lehens. Der Kaiser erklärte

*) Tribunaldecret vom 30. September 1719.

aber wiederum (18. Januar 1724) alle Urbauer Privilegien und Rügungen für erloschen, ließ der Gemeinde das halbstarrige Benehmen verweisen und befahl, daß ihr alle Originalien und Copien der annullirten Privilegien abgenommen werden. Der Znaimer substituirt Kreishauptmann Michael Anton Graf von Althann auf Grußbach konnte aber die Auslieferung dieser Documente nicht durchsetzen und mußte eiligst die Gemeinde Urbau verlassen, da er dort unter der rebellischen Bevölkerung der größten Lebensgefahr ausgesetzt war. Die thätigsten Häupter der Renitenten wagten sogar beim Kaiser in Wien ein Schutzdecret für ihre Privilegien zu erbitten. Sie wurden aber sammt ihrem Rechtsfreund arretirt und auf Befehl Karl's VI. auf den Spielberg gebracht. Die Urbauer ließen sich noch immer vor weiteren Schritten nicht abschrecken und erneuerten mehr als zehnmal ihr Begehren nach Sicherung ihrer Privilegien. Erst als ein großer Theil der männlichen Bevölkerung im Gefängnisse saß (August 1724) und die eingesezte Untersuchungscommission in den Besitz aller Privilegien und Rügungen der Urbauer gelangt war, beugte sich ihr fanatischer Starrsinn. Sie baten flehentlich, man möge sie nach Hause entlassen, damit sie wieder ihrer Wirthschaft vorstehen könnten, und schworen der gnädigen Obrigkeit Treue und Gehorsam bis in den Tod.*) Der vaterländische Dichter Dr. Ludwig Goldhann behandelt den geschilderten Aufstand in dem erschütternden Volksdrama „Der Landrichter von Urbau“, entfernte sich jedoch hierbei, was wir aber nicht tadeln dürfen, wesentlich von der historischen Wahrheit. Der letzte Burggraf von Znaim, Joseph Franz von Deblin, dessen Tod nach dem Drama in das Jahr 1723 fällt, wurde erst 1784 von dem entwichenen Sträfling Johann Schwarzkinger meuchlerisch überfallen und ermordet. Der Landrichter Martin Köpff erinnert an den Hauptrenitenten und Räbelsführer Lorenz Kopf, welcher bei einem Aufstande im Jahre 1699 mit dem Strange hingerichtet wurde.

Nicht minder interessant als der Urbauer Aufstand sind die Bauernunruhen zu Stannern in den Jahren 1712 bis 1722. Die Bewohner dieses Marktes hatten seit langen Zeiten gegen einen jährlichen Zins von 50 fl. die Benützung der Wiesen und Weideplätze zu Otten und Pfaffendorf. Im Jahre 1712 wollte nun die Stadtgemeinde Iglau diese Grundstücke zur Errichtung eines Meierhofes verwenden. Die Bauern klagten, und die Regierung brachte einen Vergleich zu Stande,

*) Vgl. Chlumecy's Abhandlung: „Einige Dorf-Weisthümer aus Mähren“, abgedruckt im 17. Bande des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

nach welchem zwar der Stadt die Uebernahme der ihr gehörigen Gründe in eigene Verwaltung zugestanden, den Bauern von Stannern aber ein Theil der Wiesen um den Pachtzins von 20 fl. zur Weidung des Viehes überlassen wurde. Ein neuer Zwist entstand im Jahre 1715. Die Stannerner Unterthanen verweigerten, weil Iglau die um Stannern liegenden Grundstücke in eigene Verwaltung genommen hatte, die bisher üblichen Dienste, das Abfischen der Teiche und das Ausbessern der schadhaften Dämme. Ein langwieriger Proceß fiel zu Ungunsten der Bauern aus. Letztere wurden im Jahre 1720 verhalten, alle bisherigen patentmäßigen Robote zu leisten, weigerten sich aber entschieden, ihrer Verpflichtung Genüge zu leisten. Nun wurden acht Rädelzfürher auf den Spielberg gebracht, welche jedoch bald aus der Haft entlassen wurden, weil sie das Versprechen abgaben, in Hinfunft gehorsam zu sein und hierzu auch ihre Genossen zu bewegen. Die aus der Spielberger Haft befreiten Bauern thaten aber das Gegentheil und wiegelten die Bewohnererschaft von Stannern auf. Sie wurden daher abermals nach dem Spielberg abgeführt. Der Schmied Georg Kerber, dessen man nicht habhaft werden konnte, pflegte öfters zur Nachtzeit nach Stannern zurückzukehren, wurde aber bald von Bediensteten der Stadt Iglau ausgehoben. Bei Abführung des Gefangenen entstand ein arger Tumult, die Bauern eilten mit Prügeln und Heugabeln bewaffnet herbei, schlugen die städtischen Diener todt und befreiten den Gefangenen. Keine Amtsperson konnte ohne Gefahr für ihr Leben Stannern betreten. Da schickte die Behörde zwei Compagnien Militär nach dem Marke ab, welche den Ort am 15. Juni 1722 einschlossen, den Widerstand der Einwohner brachen und den Gehorsam wieder herstellten. *) Wesentliche Reformen in Angelegenheiten der Unterthanenfrage kamen erst im Zeitalter der Aufklärung zu Stande.

Was das geistige Leben Mährens unter der Regierung Karl's anbelangt, so nehmen wir wohl während dieser Zeit, wie bereits aus dem früher Gesagten ersichtlich, ein allmähliches Erwachen wissenschaftlicher Thätigkeit wahr; doch erhob sich die Bildung nur sehr langsam und auf beschränkten Gebieten zu einiger Bedeutung. Die drei Buchdruckereien, welche damals in Mähren bestanden — Böhmen zählte im Jahre 1719 bereits 17, darunter 12 zu Prag — hatten auf die Volksbildung und Beförderung der Literatur im Ganzen wenig Ein-

*) Die Bauernunruhen in Stannern von 1712 bis 1722. Von Prof. Wallner. Notizenblatt der historisch-statistischen Section, Jahrgang 1884, Nr. 4.

fluß; die meisten der damals gedruckten Werke geriethen, wie sie es verdienten, in gänzliche Vergessenheit. Etwas besser stand es auf dem Gebiete der bildenden Kunst, die Karl VI. auf jede Weise hochherzig förderte. Zu seiner Zeit wirkte der große Johann Bernhard Fischer Freiherr von Erlach in Mähren, der berühmte Daniel le Gran malte um das Jahr 1720 die Decke in dem großen Saale des alten Landhauses zu Brünn in Fresco, die Architekturmalerei daselbst besorgte um die gleiche Zeit der geschickte Italiener Hercules Cajetan Fanti; der aus Como gebürtige Bildhauer und Stukkateur Michael Fontana zierte mit seinen gediegenen Arbeiten die meisten Schlösser und Kirchen in Mähren, darunter die große Stiftskirche und das Klostergebäude in Welehrad. Der tüchtige Brünnner Maler Johann Georg Etgens schmückte mit seinen Frescoarbeiten die Kirchen zu Wehlerad, Kremsier, Rayern, Brünn und an anderen Orten. Die geschickten Künstler Joh. Georg Hanke und Joh. Georg Schaubberger entfalteten eine staunenswerthe Thätigkeit, ersterer auf dem Gebiete der Malerei, letzterer auf dem Gebiete der Bildnerlei. Der zu Welehrad geborene Gottfried Bernhard Göz, welcher früh seine Heimath verließ und sich nach Augsburg zu Bergmüller begab, erwarb sich vom Kaiser Karl VI. den Titel eines Hofmalers und Hofkupferstechers, da er dessen Bildniß nicht nur in Lebensgröße malte, sondern auch in schwarzer Kunst ausarbeitete. *)

Während der Friedensjahre 1720 bis 1733 erholte sich das Land Mähren aus der größten Noth, namentlich geschah Manches zur Aufrichtung der verkommenen Oekonomie, die darauffolgenden Kriegsjahre aber brachten die Markgrafschaft wieder in recht ungünstige Lage. Als der Kaiser zum französischen Kriege gerufen wurde, zu dem der Tod des Polenkönigs August II. Veranlassung gab, mußten die Mährer 2828 Mann Soldaten stellen und 93.324 fl. zur Bekleidung, Besoldung und Bewaffnung derselben zahlen. Im Jahre 1734 mußten die Beamten und Geistlichen den zehnten Theil ihrer Einkünfte an den Staat abgeben, während 53 Judengemeinden eine Summe von 26.950 fl. beisteuerten. Im nächsten Jahre erhielt der Kaiser von Mähren 384.000 fl. Im Jahre 1736 wurden die Mährer zur Zahlung einer außerordentlichen Steuer von 200.000 fl. gezwungen, was die Schuldenlast des Landes wieder vermehrte. Auch in der Folge wurden sie wegen des Türkenkrieges zu weiteren großen Opfern herangezogen.**) Troßdem

*) Sawlik, Geschichte der Baukunst, der bildenden und zeichnenden Künste in Mähren. Brünn 1838.

**) Morawetz, hist. Mor., tom. III.

blieb dem Kaiser die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes erhalten. Schon im Jahre 1723, als Karl VI. mit der Kaiserin und zwei Erzherzoginnen im Geleite des ganzen Hofstaates auf der Krönungsreise nach Prag durch Mähren zog, wurde er überall, wo er den Weg nahm, insbesondere in Znaim und Iglau, mit größtem Jubel empfangen. Die Güte und Leutseligkeit, die er damals an den Tag legte, gewann ihm die Herzen der Mährer, die auch später durch seinen Gerechtigkeitsinn gefesselt wurden. Und als der vielgeprüfte, edeldenkende und thatkräftige Monarch am 29. October 1740 die Augen schloß, verbreitete sich die aufrichtigste Trauer im ganzen Staate, eine Trauer, an der die Markgrafschaft Mähren reichen Antheil hatte.

Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. *)

Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch.

Maximilian Ernst, Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark und seiner Gemahlin Marie, geboren zu Graz am 17. November 1583, wurde Comthur des Deutschen Ordens, führte die Barmherzigen Brüder in Graz ein und verschied am 18. Februar 1616. Seine irdischen Ueberreste wurden in dem wahrhaft königlichen Mausoleum in der Stiftskirche zu Seckau beigesetzt, welches sein Vater für sich und seine Familie hatte errichten lassen.

Karl, Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark und seiner Gemahlin Marie, geboren zu Graz am 7. August 1590, wurde Bischof zu Breslau 1608, zu Brigen 1613, in den Deutschen Orden eingekleidet 26. October 1618, Hochmeister desselben 14. Januar 1619. Als Hochmeister kaufte er am 18. Januar 1623 für den Orden die Herrschaft Eulenberg in Mähren um 200.000 Gulden rheinisch von Johann Kobylka von Kobily. Als Bischof von Breslau flüchtete er sich während der Religionsunruhen nach Polen, kehrte aber nach deren Dämpfung zurück und übernahm die Verwaltung Schlesiens. König Philipp III. von Spanien ernannte ihn zum Statthalter von Portugal, als er aber zur größten Freude des königlichen Hofes in Madrid angelangt war, erkrankte er plötzlich und endete seine irdische Laufbahn am 28. December 1624. Sein Leichnam wurde in die Gruft des Escorial gebracht.

*) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, Bd. VII, S. 177.

Leopold, Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark und seiner Gemahlin Marie, geboren am 9. October 1586, wurde Coadjutor von Passau 1595, erwählter Bischof daselbst 1598, Domherr zu Straßburg 1599, Bischof daselbst 1607, Administrator der fürstlichen Abteien Murbach und Luders 1614. Im Jahre 1626 begab er sich nach Rom, ließ sich von den niederen Weihen dispensiren — die höheren hatte er nie empfangen — und verzichtete auf die Bisthümer zu Gunsten seines Neffen Leopold Wilhelm. Am 19. April 1626 wurde er durch den Erzbischof von Salzburg in der Hofkirche zu Innsbruck mit Claudia von Medicis, Herzogin von Urbino, getraut, und setzte die Regierung von Tirol, dessen Landesherr er seit 1620 war, im Geiste seines Vorgängers Maximilian fort. Er legte in Innsbruck den schönen Hofgarten an, zierte denselben mit künstlich gearbeiteten Bildsäulen von Metall und seiner eigenen Reiterstatue, welche von dem Glockengießer Heinrich Reinhart, einem geborenen Mühlauer, unter Mitwirkung des bereits erwähnten Caspar Gras kunstreich in Bronze gegossen wurde. Im Jahre 1797 wurde die Statue auf den Rennweg übersezt. Leopold schied am 13. September 1632 aus diesem Leben, und seine Wittve führte als Vormünderin der Söhne Ferdinand Karl und Sigismund Franz die Regierung von Tirol mit Geschick, Geist und Kraft, obwohl sie von ihren italienischen Günstlingen oft unwürdig gelenkt und mißbraucht wurde. Sie schützte das Land durch ihr kräftiges Vorgehen gegen die drohenden Einfälle der Schweden und Franzosen, führte im Innern erspriessliche Reformen ein und ging im Jahre 1648 in das Jenseits hinüber.

Ferdinand, Sohn Philipp III. von Spanien und seiner Gemahlin Margarethe, geboren 16. Mai 1609, wurde Verweser des Erzbisthums Toledo 1619, wirklicher Erzbischof 15. Mai 1620, Cardinal 29. Juli 1621, Regent der Niederlande 1631, verschied am 9. November 1641. Er war ein tüchtiger Feldherr, welcher sich in den Kämpfen in den Niederlanden und in Deutschland hervorthat.

Leopold Wilhelm, Sohn des Kaisers Ferdinand II. und seiner ersten Gemahlin Maria Anna von Bayern, wurde am 16. November 1614 zu Graz geboren. Sein stiller, frommer Sinn, weshalb ihn sein Vater einen Engel Gottes nannte, verschaffte ihm schon in seinem elften Jahre die Bisthümer Marburg und Weissenau. Seit dem Jahre 1626 war er auch Bischof von Passau, später erhielt er die Bisthümer Straßburg und Halberstadt, und die Administration der fürstlichen Stifte Hirschfeld, Murbach und Luders. Am 16. August 1637 traf ihn die

einstimmige Wahl zum Bischof von Olmütz, und am 8. August 1638 wurde er vom Papst Urban VIII. in dieser Würde bestätigt. Am 22. August 1639 wurde er Coadjutor, 1641 Hochmeister des Deutschen Ordens. Im Anfang des Monats Januar 1639 nahm er Besitz von dem Bisthum Olmütz, empfing in Kremsier den Eid der Treue seitens der Vasallen und der Unterthanen, und stiftete am 24. Januar behufs Vermehrung des unzureichenden Seelsorge-Clerus auf eigene Kosten zwölf Alumnen und wies dieselben dem Olmützer Jesuitencollegium zu. Auch die Würde eines Coadjutors des Bisthums Breslau erlangte der Erzherzog. Seine geistlichen Würden und seine schwächliche Gesundheit hinderten ihn nicht, dem Rufe seines Bruders, des Kaisers Ferdinand III., zu folgen, den Krummstab mit dem Schwerte zu vertauschen, und in mehreren Treffen den Muth zu bethätigen, welcher von jeher den österreichischen Prinzen charakterisirte. Schon im Jahre 1639 hatte er den Oberbefehl über die Armee übernommen. Als im Jahre 1645 der schwedische Feldherr Torstenson vor Wien erschien, hatte der Erzherzog in der Taborau seine Stellung genommen. Am Tage der heiligen Brigitta schlug eine feindliche Kanonenkugel in das Hauptzelt vor ihm nieder, als er gerade im Gebete begriffen war, ohne ihn im mindesten zu verletzen. In dankbarer Erinnerung ließ der Erzherzog in der Form seines Zeltes die Brigittacapelle bauen und auf dem Altarbilde sein Bildniß malen, vor dem Altare kniend, den Commandostab in der Hand. An Sonn- und Feiertagen wurde in dieser Capelle eine Stiftungsmesse gelesen, und die dazu gehörige reichliche Stiftung den Augustinern auf der Landstraße überlassen, welche dieselbe bis zur Aufhebung ihres Klosters besaßen. Nach dem Abzuge der Schweden aus Mähren ließ der Erzherzog die Olmützer Diöcese abermals untersuchen, und die inzwischen wieder angewachsenen Katholiken entweder zur Rückkehr zur katholischen Kirche, oder zur Auswanderung veranlassen. Auch wurden erfahrene Beisitzer des Consistoriums dazu bestimmt, der besseren Ueberwachung wegen die mitunter sehr ausgedehnten Landdecanate durch Theilung derselben und Errichtung neuer zu verringern. Am 20. Januar 1650 wurde dem Erzherzog vom Papste gestattet, das Amt eines Gouverneurs von Belgien mit Bezug aller Bisthumseinkünfte auf weitere drei Jahre zu übernehmen, und er ließ die Diöcese Olmütz durch Verweser administriren. Nachdem er über Wunsch des Königs von Spanien überhaupt zehn Jahre in den spanischen Niederlanden zugebracht hatte, kehrte er im Jahre 1656 endlich in seine Diöcese Olmütz zurück, wurde aber schon im folgenden Jahre an das Sterbebett seines kaiserlichen

Bruders nach Wien berufen. Nach dem Ableben desselben trugen ihm die Kurfürsten die deutsche Krone an, er schlug sie aber zu Gunsten seines Neffen Leopold aus und führte bloß die Vormundschaft über denselben. Leopold Wilhelm starb zu Wien am 20. November 1662 und wurde in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt. Wegen der Menge und Wichtigkeit seiner militärischen und politischen Obliegenheiten konnte er sich weder um die bischöflichen Agenden, noch um die verarmten Deutschen Ordensgüter sonderlich annehmen. Obwohl er so hohe kirchliche Würden bekleidete, hatte er nie die Priesterweihe empfangen. Leopold Wilhelm war ein in den Waffen und in den Künsten gleich erfahrener Fürst; der Gründer der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien, da er die meisten Bilder, welche König Karl I. von England besessen, an sich gebracht hatte; der Correspondent der vorzüglichsten Gelehrten in Europa. Die geistlichen Corporationen erfreuten sich seiner werththätigen Unterstützung, wie die Serviten in der Kassaui, die unbeschuhten Carmeliter in der Wiener Leopoldstadt und die Jesuiten in Wiener-Neustadt.

Karl Joseph, Sohn Ferdinand III. und seiner zweiten Gemahlin Marie Leopoldine von Tirol, geboren 7. August 1649, erhielt am 3. September 1661 vom Wiener Bischof Philipp Friedrich Graf Breuner die erste Tonsur, und am 21. Juli 1662 von seinem Oheim, dem Olmüzer Bischof Leopold Wilhelm, ein Canonicat in Olmütz. Am 1. September 1662 wurde er mittelst eines päpstlichen Breve zum Bischof von Passau ernannt, und am 15. Februar 1663 erwählten ihn die Domherren einstimmig zum Bischof von Olmütz. Auch wurde er der Nachfolger seines Oheims Leopold Wilhelm im Bisthum Breslau und im Hochmeisterthum des Deutschen Ordens. Papst Alexander VII. verordnete am 23. April 1663, daß bis zur Erreichung des gesetzmäßigen Alters nicht der Erzherzog, sondern vom päpstlichen Stuhle abgeordnete taugliche Männer die Administration in spiritualibus et temporalibus des Olmüzer Bisthums leiten sollten. Ueberdies gestattete der Papst, daß der Bischof, um seinem hohen Stande gemäß leben zu können, nebst Olmütz auch die Bisthümer Passau und Breslau, die General-Administration des Deutschen Ordens beatae Mariae in Preußen, und das Großmeisterthum desselben Ordens in Deutschland, Italien und den überseeischen Ländern, ferner die Stifte Murbach und Luders, sowie alle anderen Beneficien jeder Art beibehalten, und deren Einkünfte beziehen könne. Auch bewilligte der Papst am 23. December 1663 dem Erzherzog die Ausübung der Criminaljurisdiction in der Diöcese

durch fünf Jahre, selbst bei den größten Verbrechen, nur sollte der Erzherzog selbst kein Bluturtheil fällen. Auch die Diöcesen Passau und Breslau wurden von Administratoren verwaltet, im Deutschen Orden standen Directoren dem Erzherzog zur Seite. Karl Joseph starb schon am 21. Januar 1664 zu Linz, daher war auch sein Leben ohne allen Einfluß auf die Bisthümer und den Deutschen Orden geblieben.

Sigismund Franz, Sohn des Erzherzogs Leopold von Tirol und seiner Gemahlin Claudia, geboren 27. November 1630, wurde Bischof von Brixen und Gurk 1644, von Augsburg 1646, von Trient 1658, Cardinal 1660. Als sein Bruder Ferdinand Karl im Jahre 1662 auf einer Jagd in Kaltern an den Kinderblattern starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, verließ Sigismund Franz den geistlichen Stand und übernahm die Regierung des Landes Tirol. Ein Mann der strengen Wirthschaftlichkeit entließ er die unter seiner Mutter Claudia aus Italien gekommenen Sänger, Schauspieler und Schmarotzer, beschränkte den Hofstaat auf den nöthigsten Bedarf, und erhöhte durch diese Maßnahmen seine Jahreseinkünfte auf 800.000 Gulden. Schließlich vermählte er sich durch Procuracion mit der jungen Marie Hedwig Auguste, Tochter des Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach, starb aber am 25. Juni 1665, ehe die persönliche Trauung vollzogen worden war. Sein Tod soll nach einer Angabe in Folge eines Schlaganfalles erfolgt sein, nach einer anderen in Folge eines ihm von seinem Leibarzt Agricola beigebrachten Giftes. Der Arzt soll hierzu durch Bestechung seitens der entlassenen Italiener veranlaßt worden sein. Kaiser Leopold I. weigerte sich anfangs, der Pfalzgräfin, geboren 15. August 1650, gestorben 23. November 1681, den Titel einer österreichischen Erzherzogin und die ihr zukommende Apanage zu geben, und schützte als Grund seiner Weigerung vor, daß die Ehe nicht vollzogen worden sei, schließlich aber ging er auf die Forderung ein.

Karl, Sohn des berühmten Feldherrn Karl V. Herzog von Lothringen und seiner Gemahlin Eleonora, verwittweten Königin von Polen, geborenen Erzherzogin von Oesterreich, wurde am 24. November 1680 geboren und schon im Jahre 1695 zum Bischof von Olmütz gewählt. Wegen seiner Minderjährigkeit wurde von dem Papste die Administration des Bisthums in spiritualibus et temporalibus dem Domdechant Karl Julius Orlik Freiherrn von Laziska übertragen, aber schon am 27. Juni 1703 erhielt Karl, obwohl er noch nicht die Volljährigkeit erreicht hatte, und nur Subdiakon war, die weltliche Verwaltung seitens des päpstlichen Stuhles, während die geistliche der

Domherr Ferdinand Graf Lauthieri zu besorgen hatte. Am 27. October 1707 gestattete der Papst, daß Karl, der bereits Diakon war, und bald auch die Priesterweihe empfangen sollte, mit Rücksicht auf seine eigenen und die Verdienste seiner Vorfahren um die Christenheit, namentlich die seines Vaters Karl, auch die selbstständige Administration des Bisthums in spiritualibus übernehmen könne. Er erließ in demselben Jahre eine Reihe Verordnungen an den Clerus bezüglich der Seelsorge und des Gottesdienstes. Aber schon am 5. Februar 1710 wurde Karl, der auch Bischof von Osnabrück und Großprior des Johanniterordens war, vom Papst Clemens XI. auf den kurerzbischöflichen Stuhl in Trier versetzt. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, am 4. December 1715, ging er in das Jenseits hinüber und ruht bei den Kapuzinern in Wien.

Karl, Herzog von Lothringen, wurde am 3. Mai 1761 zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt, und schied aus diesem Leben 1780.

Maximilian, Sohn des Kaisers Franz I. und seiner Gemahlin Maria Theresia, wurde am 8. December 1756 geboren. Als achtzehnjähriger Jüngling bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und begleitete im bayerischen Erbfolgekriege seinen Bruder Joseph. Für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er sich schon 1769 seinem Oheim Karl von Lothringen, dem Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Kurfürsten von Köln und Bischof von Münster als Coadjutor adjungiren lassen. Im Jahre 1780 erlangte er die Hochmeisterwürde des Deutschen Ordens und ließ 1781 auf der Ordensherrschaft Freudenthal in Schlesien einen Sauerbrunnen durch Dr. Jacob von Bell, Professor der Chemie an der Wiener Universität, untersuchen; das Wasser dieses Brunnens erwies sich als vortrefflich und wird heute noch fleißig benützt. Im Jahre 1784 wurde Maximilian Kurfürst von Köln, fand aber das Land in der traurigsten Lage, da sein Vorgänger Friedrich, aus dem gräflichen Hause Königsegg-Rothensfels, alles seinem Minister überlassen hatte. Der neue Kurfürst führte am Hofe eine andere Haushaltung ein, verbesserte das Finanz-, Polizei- und Justizwesen, vollendete 1786 die von seinem Vorgänger begonnene Gründung der Universität Bonn, legte einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater und ein chemisches Laboratorium auf seine Kosten an, verband mit der Hochschule eine Anstalt zur Bildung von Landschullehrern, vermehrte die Hofbibliothek mit den besten Werken und beförderte ihre Benützung. Seine Unterthanen, denen täglich der Zutritt zu ihm gestattet war,

ehrten in ihm den wohlmeinenden, für ihr Glück besorgten Vater. Nie verließ ihn die gute Laune, und oft erschien der Witz und die Scherzhaftigkeit, womit er die unbedeutendste Unterhaltung zu würzen wußte, in der naivsten und originellsten Gestalt. Er sprach mehrere Sprachen mit Fertigkeit, liebte die Musik, spielte selbst einige Instrumente trefflich, war ein Freund des Umganges mit den Musen, und las die besten Schriftsteller der neueren Nationen mit Empfindung. Die von ihm hergestellten Anlagen zu Godesberg, Poppelsberg und Augustusburg bewiesen seinen Sinn für die Schönheiten der Natur. Der französische Revolutionskrieg machte seiner landesväterlichen Sorgfalt ein Ende und vernichtete viele seiner Schöpfungen. Als im Jahre 1794 die Franzosen in Bonn einrückten, verließ er seine Residenz und sah dieselbe nie mehr wieder; er floh zuerst nach Münster und von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Jahre 1801 ging er nach Wien, verschied aber schon in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli und fand in der Kapuzinergruft seine letzte Ruhestätte.

Karl Ambros, Sohn des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Beatrix, wurde am 2. November 1785 zu Mailand geboren. Von Geburt aus sehr schwächlich, erlitt er schon als Kind und Jüngling mannigfache Störungen in seiner Gesundheit, allein gerade diese Leiden erzeugten in ihm eine besondere Geduld und Ergebung, und die Eignung für den Dienst der Kirche, zu dem er schon frühzeitig bestimmt worden war. Der Erzherzog oblag den theologischen Studien auf der Burg zu Szezenceß im Zempliner Comitate, und er sammelte sich in kurzer Zeit ein solches Wissen, daß er, obwohl er noch nicht das canonische Alter erreicht hatte, vom Kaiser Franz mit Genehmigung der päpstlichen Curie zum Verweser des Bisthums Waizen, und bald darauf zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn ernannt wurde. Als Kirchenfürst zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit, seinen Eifer für Kunst und Wissenschaft und seinen Wohlthätigkeits Sinn aus, welcher so weit ging, daß seine Casse stets leer war. Mit besonderer Sorgfalt wirkte er für die Heranbildung eines tüchtigen Clerus, und behielt die Bedürfnisse seiner Diocese unausgesetzt im Auge. Um dieselben kennen zu lernen, bereifte er entweder selbst den erzbischöflichen Sprengel, oder wenn er daran gehindert war, so ließ er diese Bereisungen durch Stellvertreter vornehmen, welche ihm über die gemachten Wahrnehmungen einen detaillirten Bericht zu erstatten hatten. Die Armuth fand bei diesen Visitationen stets die ausgiebigste Unterstützung. Im glänzendsten Lichte erschien sein Patriotismus in dem Kriegsjahre 1809; unermülich

wirkte er auf die Stände ein, die Mittel zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes zu beschaffen. In den Militärspitälern erschien er den kranken Soldaten als Tröster und Helfer, und diese aufopfernde Thätigkeit brachte ihm auch den Tod, welcher nach kurzem Kranklager am 2. September 1809 zu Totis in Ungarn erfolgte. Er wurde der erste in der Gruft der Graner Domkirche beigesetzt, welche sich unter dem ganz aus Marmor hergestellten Gotteshause befindet. In Modena wurde ihm ein schönes Denkmal gesetzt, eine Arbeit des Bildhauers Pisani; es zeigt den Primas in einem steinernen Sarge liegend, dessen Deckel ein Engel emporhebt, während ein anderer Engel gegen Himmel sieht, um die Auferstehung anzudeuten. Dieses Monument wurde von dem Medailleur Lange in Wien auch auf einer Denkmünze dargestellt. Ein zweites Denkmal des Primas ist im Dome zu Gran.

Karl, Sohn des Kaisers Leopold II. und seiner Gemahlin Maria Louise, geboren 5. September 1771, wurde in den Deutschen Orden aufgenommen 1. Juni 1801, einstimmig zum Coadjutor gewählt 3. Juni 1801. Der Erzherzog sollte aber nicht lange diese Würde bekleiden; um sich ganz der ihm übertragenen Leitung des Kriegswesens widmen zu können, resignirte er zu Gunsten seines Bruders Anton Victor 30. Juni 1804.

Rudolf Johann, Sohn des Kaisers Leopold II. und seiner Gemahlin Maria Louise, geboren 2. Januar 1788, erhielt die Tonsur und die niederen Weihen vom Wiener Erzbischof 19. März 1805, wurde am 30. März 1805 einstimmig zum Domicellar-Domherrn des Olmüzer Capitels, am 24. Juni 1805 zum Coadjutor des greisen Olmüzer Erzbischofs Anton Theodor Grafen von Colloredo und Wallsee gewählt und vom Papste Pius VII. als solcher bestätigt. Am 24. März 1819 erfolgte die Wahl des Erzherzogs zum Olmüzer Erzbischof, am 4. Juni 1819 die Bestätigung durch Papst Pius VII. und zugleich die Ernennung zum Cardinalpriester mit dem Titel S. Petri in monte aureo. Am 28. September fand durch den päpstlichen Nuntius Leardi in der Wiener Hofburgcapelle die Ueberreichung des aus Rom angelangten Cardinalhutes statt; der Erzherzog empfing denselben aus den Händen seines kaiserlichen Bruders in Gegenwart des ganzen Hofes und der hohen Geistlichkeit; ein Tedeum beschloß die feierliche Ceremonie. Der Papst schickte dem Erzherzog das Pallium, verlieh ihm das Testamentsrecht selbst über das von der Kirche herrührende Vermögen, mit Ausnahme des Cardinalringes und die Rechte der apostolischen Kammer bezüglich desselben, erlaubte ihm, sich zu Gunsten verdienter

und liebgewordener Personen wohlthätig zu bezeigen, wie auch über geistliche Paramente, andere Kirchengeräthe, Bilder leztwillig zu verfügen und ertheilte ihm eine ausgedehnte Befugniß hinsichtlich der Verleihung von Beneficien, zur Abhaltung der ersten Synodalversammlung in der Olmüzer Metropolitankirche, wie auch anläßlich einer seitens des Erzherzogs beabsichtigten Sendung von Missionären in die Olmüzer Diöcese einen allgemeinen Ablass. Der Cardinal war ein Muster der Milde und Frömmigkeit; er visitirte die Metropolitankirche und die Klöster in Olmütz, die Propsteikirche in Kremsier und die Pfarren in der Umgebung von Olmütz und Kremsier; an der gewünschten größeren Selbstthätigkeit auf dem Gebiete der geistlichen Verwaltung wurde er durch ein physisches Leiden gehindert. Für die Olmüzer Domkirche schaffte er statt der im Brande 1803 geschmolzenen Glocken ein im F-Accorde rein gestimmtes Geläute von 140, 75, 38 und 20 Centnern auf seine Kosten an. Auf der zum Erzbisthum gehörigen Herrschaft Hochwald ließ er zu Witkowitz im Jahre 1829 auf seine Kosten ein Eisenwalzwerk als Allod errichten, welches das erste puddelwerk in Oesterreich war; dasselbe wurde im Jahre 1832 aus dem Nachlasse des Erzherzogs vom Erzbischof Ferdinand Maria Grafen Chotek um 300.000 Gulden Conventions-Münze gekauft, 1836 an Johann Heinrich Freiherrn von Geymüller auf die Dauer von vierunddreißig Jahren verpachtet, aber schon am 4. April 1843 von dem Erzbischof Maximilian Joseph Freiherrn von Somerau-Beekh um den Preis von 310.000 Gulden Conventions-Münze an Salomon Mayer Freiherrn von Rothschild käuflich überlassen. Cardinal Rudolf war auch Virtuos auf dem Clavier, ein Freund und Schüler von Beethoven, welchem er eine kunstvolle Composition widmete; auch radirte er Kupferstiche nach eigenen Zeichnungen. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1831 verschied der Cardinal in Baden bei Wien an den Folgen eines mehrjährigen Nervenleidens; der Leichnam wurde in aller Stille nach Wien geführt, und nachdem er in der Hofburgcapelle einen Tag öffentlich ausgestellt worden war, in die Gruft bei den Kapuzinern übertragen. Der Schmerz, welcher dieses Hinscheiden dem kaiserlichen Hofe verursacht hatte, wurde von den Bewohnern der Kaiserstadt allgemein getheilt. Das Herz des Kirchenfürsten wurde in einer Nische in der Rückwand der Gruftkirche des Olmüzer Domes beigesetzt, und die Stelle mit folgender sinnigen Aufschrift bezeichnet: Rudolphi Archiducis, Purpurati antistitis Olomucensis, cor, quo vivus suos erat amplexus, hic servatur, Perpetuum caritatis symbolum. Obiit 24. Jul. 1831 aetat. 41 regim. 13 anno.

Anton Victor, Sohn des Kaisers Leopold II. und seiner Gemahlin Maria Louise, wurde am 31. August 1779 zu Florenz geboren. Sein Bruder, Erzherzog Karl, verzichtete mittelst der Abtretungsurkunde vom 25. Juni 1804 zu seinen Gunsten auf das Hoch- und Deutschmeistertum, und die feierliche Uebergabe der Würde erfolgte am 30. Juni 1804. Während der Verwaltung des Erzherzogs erklärte ein kaiserliches Decret vom Jahre 1834 den Deutschen Orden in den österreichischen Staaten als „ein selbstständiges, geistlich-militärisches Institut“. Der Erzherzog führte in den Höfen der Ordensbesitzungen in Schlesien zuerst die rationelle Landwirthschaft ein und ermunterte dadurch zur allgemeinen Nachahmung; er füllte die Stallungen und Weiden mit feinvolligen Schafen, veredeltem Hornvieh und starken Pferden und gestattete den Unterthanen, dieselben zur Veredlung ihres Landviehs zu benützen. Seine Fürsorge ließ Kunststraßen auf der Herrschaft Freudenthal nach allen Richtungen bauen und neu errichtete Kirchen und Schulen erhellen die freundlichen Gegenden. Der Betrieb des Bergbaues wurde vergrößert und dadurch der Erwerb der armen Gebirgsbewohner vergrößert, noch mehr aber trug hierzu ein vielseitig gesteigerter Hüttenbetrieb bei. Der Erzherzog errichtete von neuem den Antonhammer an der Straße nach Ludwigsthal, gab dem Hochofen zu Hubertskirch nebst einer gefälligen Außenseite noch ein neues, kunstreiches Kastenengebläse und dem zu Ludwigsthal ein Cylindergebläse; in Ludwigsthal schuf er ganz neu die Victorhütte mit ihrem sinnig erfundenen Streck-, Walz- und Drehwerk; neben diesem wurden noch eine englische Blechschneidemaschine, ein Stabeisenwerk, eine Stockschere und ein Glühofen in Thätigkeit gesetzt.

Maximilian, Sohn des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Maria Beatrix, wurde am 14. Juli 1782 geboren. Er widmete sich dem Militärdienste und befehligte in den Jahren 1809 und 1814 Abtheilungen der österreichischen Armee. In seiner militärischen Laufbahn war ihm die Befestigungskunst ein Lieblingsstudium, und als k. k. General-Feldzeugmeister erfand und baute er die Maximilianischen Thürme bei Linz; dieselben bestanden aus drei gleich hohen Stockwerken, waren auf der Plattform mit zehn 16pündigen Kanonen versehen und von einem Graben rings umzogen, jenseits dessen sich ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude erhob. Die Thürme deckten sich gegenseitig.

Eine weit größere Thätigkeit entwickelte Maximilian als Hoch- und Deutschmeister, welche Würde er am 22. April 1835 erlangt hatte.

Im Jahre 1838 rief er mit päpstlicher Genehmigung im Deutschen Orden den Zweig der Hospitaliterinnen zur Krankenpflege und zum Mädchenunterricht wieder in das Leben. Nachdem sich diese Ordensschwestern in einer zehnjährigen provisorischen Stellung durch ihre nützlichen Dienste erprobt und die Ordensregeln seitens des päpstlichen Stuhles die Bestätigung erlangt hatten, wurden sie am 15. December 1855 durch einhelligen Beschluß des Großcapitels des Deutschen Ordens demselben einverleibt und das Stiftungscapital, welches der Erzherzog im Nominalwerthe von 794.000 Gulden in österreichischen Staatspapieren aus seinem Privatvermögen, ohne irgendwie den Deutschen Orden in Anspruch zu nehmen, in die Ordenscasse hinterlegte, dem Orden zur Verwaltung übergeben.

Bei dem Mangel an Priestern zur Besetzung der Ordensparren begann der Erzherzog auch die Gründung von Priesterconventen des Deutschen Ordens; zuerst entstand einer zu Lana in Tirol, wo sich die dort versammelten Priester mit den Pfarrgeschäften, mit der Leitung der Schwestern, mit der Bildung der Jünglinge, die als Studirende eintraten und mit Abhaltung von Exercitien beschäftigten. Der Erzherzog hatte schon bedeutende Summen zu diesem frommen Werke verwendet, weil er es aber nicht erlebte, daß dieser Ordensconvent canonisch errichtet und die Ordensregel für die Priester von dem Hochmeister und den Bischöfen canonisch bestätigt war, so mußte er die Vollendung dieses angefangenen Werkes seinem erlauchten Nachfolger, Erzherzog Wilhelm, anvertrauen und zu diesem, aber auch nur zu diesem Zwecke hinterließ er, um die Ausführung zu erleichtern, in seinem Testamente ein Legat von 185.000 Gulden, wovon die Zinsen zur Gründung und Erhaltung dieses Priesterconvents in bisher üblicher Weise hinreichen sollten. In gleicher Weise behielt der Erzherzog die Sorge für das Beste seines Ordensclerus im Auge. Es war an einem Pfingstsonntage, während er in der Ordenskirche zu Wien die heilige Messe hörte, als ihm plötzlich der Gedanke kam, nach dem Vorbilde des Hochmeisters Maximilian I., welcher das Seminar zu Mergentheim gegründet hatte, studirende Jünglinge aufzunehmen. Er faßte sonach den Entschluß, einen Priesterconvent zu gründen, wo zugleich die jungen Leute erzogen und in den Gynnasialstudien unterwiesen werden sollten, damit sie vielleicht späterhin, wenn sie den Beruf zum Priesterstande hätten, in den Orden eintreten könnten. Zu diesem Zweck ließ der Erzherzog das alte Bergschloß Eulenberg in Mähren mit einer Auslage von mehr als 42.000 Gulden umbauen und zu dem beabsichtigten Gebrauch herstellen, er-

baute dajelbst auch eine Kirche von Grund aus und unterhielt dort auf seine Kosten einige zwanzig Knaben, sowie die Ordenspriester, welche sie in den Studien unterwies und zugleich den Kirchendienst versahen.

Der Erzherzog erlebte die Vollendung dieses aus Liebe zu dem Deutschen Orden unternommenen Werkes nicht; um es aber seinem Nachfolger leicht zu machen, in seinem Geiste für das Beste des Ordens zu wirken, hinterließ er in seinem Testamente ein Legat von 185.000 Gulden mit der Bedingung, daß das am 1. October 1858 eröffnete Knabenseminar und der Priesterconvent in Eulenberg in der bisherigen Weise fortgeführt werde. Später wurde das Seminar aufgelöst und Eulenberg der mährisch-schlesischen Forstschule eingeräumt.

Der Erzherzog wirkte auch thätig für die Redemptoristen und Jesuiten; die Ersteren berufen, dem Landvolke zu predigen; die Anderen für Erziehung und Unterricht. Den Erstgenannten räumte er ein Haus in Weinhaus bei Wien und sein Schloß in Buchheim in Oberösterreich ein und erweiterte das Kloster in Leoben; für die Anderen gründete er das Collegium und das Diöcesan-Knabenseminar auf dem Freienberge bei Linz; er theilte sich mit einem namhaften Beitrage bei dem Ankaufe eines Hauses in Innsbruck, kaufte das vormalige Cistercienserstift zu Baumgartenberg in Oberösterreich, welches als Noviziat verwendet wurde, und das alte Jesuitencollegium zu Preßburg. Damit noch nicht zufrieden, wollte der Erzherzog der Thätigkeit der Redemptoristen auch in Mähren und Schlesien ein Feld anweisen. Bevor er noch daran dachte, das Knabenseminar des Deutschen Ordens in Eulenberg zu errichten, trug er dasselbe den Redemptoristen zur Benützung an, und da die Annahme ihnen nicht statthaft erschien, so gab er ihnen später ein anderes Haus, wo sich die Väter nach den in Böhmen und Mähren gehaltenen Missionen wieder sammeln und ausruhen konnten. Der Erzherzog hatte nämlich im Jahre 1847 zu Schwarzbach bei Littau, ganz nahe an der Eisenbahn, ein Haus nach der von ihm ausgedachten Art aufbauen lassen. Der Hauptzweck dieses Baues war die edle Absicht, die dortige arme und höchst bedürftige Bevölkerung zu beschäftigen. Da dieses schöne Haus mit einem sehr großen Garten leer stand und unbenützt war, so gab er ihm die Bestimmung eines Missionshauses für die Redemptoristen, für deren Unterhalt er bei dem Olmüzer Domcapitel eine beträchtliche Summe hinterlegte. Früher baute er jedoch noch, an das Haus anstoßend, eine Kirche von Grund aus, deren Herstellung auf 42.000 Gulden zu stehen kam.

Die ganze Zeit seines Meisterthums hindurch wendete der Erzherzog alle Sorgfalt an, den ihm anvertrauten Deutschen Orden, welcher durch die Unbilden der Zeit dem Erlöschen nahe war und nur durch die Fürsorge des Kaisers Franz erhalten wurde, innerlich stark und äußerlich thätig zu machen, die Besitzungen desselben zu schützen, zu erhalten, zu verbessern und zu vermehren. Er schlug 23 neue Ritter, kleidete selbst gegen 60 Ordenspriester ein, hinterließ, nachdem seit zweihundert Jahren die Hospitaliterinnen nicht mehr bestanden hatten, bei seinem Tode mehr als 170 Ordensschwwestern, welche sich dem Krankendienste, der Erziehung und dem Schulunterricht der Kinder widmeten.

Ein besonderer Freund von Bauten, führte der Erzherzog eine große Menge von Baulichkeiten auf den Besitzungen des Deutschen Ordens, namentlich auf den Gütern Busau, Langendorf und Culenberg in Mähren, Freudenthal und Troppau in Schlesien aus. Insbesondere verdankt auch der Curort zu Karlsbrunn in Schlesien seiner Munificenz die allmähliche Vergrößerung durch den Neubau einer kleinen Kirche, durch die Aufsführung sehr vieler Gebäude, wie des Gasthauses, des neuen Badhauses und des Schweizerhauses, sowie durch beträchtliche Reparaturen an verschiedenen Gebäuden. Auf Verschönerung des Curortes durch Anlagen und Wegherstellungen wurde viel verwendet, ein Dampfbad neu hergestellt, eine neue Analyse der vorhandenen Mineralquellen eingeleitet und das Resultat derselben veröffentlicht, um den Abjaz des Sauerbrunnens nach und nach anzubahnen.

Auch für die Verbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse auf den Gütern des Meisterthums hat der Erzherzog Vieles gethan. Alles verkrüppelte Hornvieh, welches die früheren Pächter zurückgelassen hatten, wurde nach und nach beseitigt und an dessen Stelle schönes Schweizer und Tiroler Vieh eingestellt. Mit besonderer Vorliebe wurde die Pferdezucht gepflegt, und der Erzherzog zeigte öfter seine Befriedigung, daß in dem mit sehr großen Kosten hergestellten Gestüte zu Smolkau die Barbarinorace erhalten worden sei. Nicht lange nach seinem Tode wurde dieses Gestüt aufgelassen und die Pferde kamen zum Verkauf. Auch auf die Waldcultur wurde große Sorgfalt verwendet.

Die 42.000 Joch Wälder wurden keineswegs mit Verschwendung ausgehauen, sondern vielmehr so geschont, daß dieselben wohl ein Zehntel mehr Ertragniß geben konnten. Die neuen Schläge wurden nicht bloß der Natur zur Besamung überlassen, sondern es wurden

dieselben im nächsten Frühjahr mit zehnjährigen Nadelbäumen regelmäßig bepflanzt, so daß der schöne Stand der Wälder allgemein anerkannt wurde.

Nicht unerwähnt kann bleiben die kostbare Münzensammlung des Deutschen Ordens, die Gründung einer genealogischen, heraldischen und ordensgeschichtlichen Bibliothek, und die vollständige Durchsicht und wissenschaftliche Ordnung des Ordensarchivs durch den gegenwärtig als mährischen Landeshistoriograph thätigen Dr. Beda Dudik.

Seine seltene Freigebigkeit und Wohlthätigkeit für den Staat, für Klöster, Kirchen, Schulen, Arme und Nothleidende beschloß der Erzherzog mit einem Vermächtnisse von 100.000 Gulden für den Bonifaciusverein zu Gunsten der Katholiken in Norddeutschland.

Nach einer so rühmlichen und gottgefälligen Thätigkeit endete Maximilian sein irdisches Pilgerleben am 9. Juni 1863 zu Ebensee in Oberösterreich und wurde nach seinem Wunsche auf dem Dorfkirchhofe daselbst begraben.

Friedrich, Sohn des Erzherzogs Karl und seiner Gemahlin Henriette, wurde am 14. Mai 1821 in Wien geboren und am 2. Juni 1845 feierlich in den Johanniterorden aufgenommen. Der Prinz hatte sich dem Seemannsberufe in der kaiserlichen Marine gewidmet und schon im Jahre 1840 Gelegenheit gefunden, seine tüchtige Ausbildung und seinen persönlichen Muth zu beweisen. In dem Kampfe des Sultans gegen Mehmed Ali von Aegypten standen Oesterreich und England auf der Seite des Ersteren.

Bei der am 24. September beschlossenen Besetzung von „Saida“ wirkte auch die k. k. Fregatte „Guerriera“ mit, an deren Bord sich der Erzherzog befand. Zwei Tage darauf wurde die Stadt nach einigem Widerstande der ägyptischen Besatzung mit Sturm genommen. In dem Gedichte „Die Erstürmung von Saida“ heißt es:

Aus dem alten Wunderlande, wo ein tapfres Pilgerheer
Ginst am Grab des Heilands kniete, fliegen Boten übers Meer;
Jüng're Sänger, staunt und schweigt Ihr? Keiner hebt zum Gruß die Hand,
Nun — so zürnet nicht dem Alter! Langt die Harfe von der Wand!

Wo des Mittelmeeres Woge an des Ostens Ufer schlägt,
Und an Ptolemais Mauern Grüße aus Europa trägt,
Irrt ein Geist, ein ruhelofer, bald wie flüchtig durch die Nacht,
Bald wie festgebannt, als hielt er am Gestade strenge Wacht.

Unverwandt den Blick nach Westen, scheint er sehnsuchtsvoll zu spä'h'n,
Nach den Schiffen, die da kommen, nach den Wimpeln, die sich bläh'n.
Horch, es rauscht! Ein Strahl der Sterne, der durch Wolkenrisse bricht,
Zeigt ihm seiner Heimath Wimpel — die Ersehnten sind es nicht.

Also irrt er, also häit er — keine Sage weiß, wie lang,
Seit Jahrhunderten vergebens nächtlich seiner Kunde Gang,
Und kein Hirt, kein Fischer scheut ihn, und so mancher Graubart schwört,
Daß der Schauerliche winkte, daß er ächzen ihn gehört.

Daß er bei des Vollmonds Schimmer oft dem düstern Wandler nah,
Der Gestalt, der königlichen, in das bleiche Antlitz sah;
Auf dem Mantel weht verwittert eines Kreuzes alter Traum,
Um den weißen Gürtel fluthet frischen Bluts ein breiter Saum.

Und gelehnt an seine Lanze ruft er in die Nacht hinaus:
„Feste Burg der Babenberge! Heldenwiege! Vaterhaus!
Trauerst du in Schutt und Asche? Hast du keine Kriegerschaar,
Edle Mutter — keine Söhne, wie sie meine Zeit gebar?“

Muß der Feind mich ewig drängen, den ich dort in Bande schlug,
Der des Hasses grimme Waffen übers Grab herübertrug?
Keine Hand zur Sühne reichet, eh' er sieht von diesen Höh'n
Oest'reichs Schlachtenfahne siegreich auf erstürmtem Walle weh'n?“

Also trauert, also stöhnt er — ach, sein Schmerz verhallt im Sturm!
Und vollendet seine Kunde bis zu Acre's stolzem Thurm;
Dort versinkt er zu den Schatten, wenn der Hahnenschrei erwacht,
Schlummernd, bis ihn Richard wecket: „Auf — es graut die Mitternacht!“

Endlich leuchten schöne Sterne, rauscht's im Hauch des Abendwinds!
Krieger sind es deutscher Zunge, Krieger aus der Ostmark sind's,
Sidons Mauern zu erstürmen, Held von Aspern, kämpft dein Sohn,
Kämpfen seiner Weihe Zeugen, deine Loosfen, Albion!

Und gedenk des alten Stürmers auf dem Ptolemaisthurm —
Water, o sieh' hin! — Dringt der Jüngling vor im Sturm,
Steht, ein Mann, auf Sidons Mauern, himmelan schlägt Donnerschall,
Heil! die Fahne Oest'reichs, siegreich, weht auf dem erstürmten Wall!

Und der Brite drückt den Helden feurig an die tapf're Brust,
Ob er auch von Richard's Grollen und von Leopold's gewußt?
Unschätbar dem Kampf zur Seite standen die in stolzer Ruh',
Und versöhnt entschweben Beide ihrer Heimath Gräbern zu.

Am 4. November 1840 fiel die berühmte Festung St. Jean d'Acrc nach einem heftigen Bombardement am vorhergehenden Tage in die Gewalt des Sultans. Ueber den Antheil des Erzherzogs an dieser glänzenden Waffenthat sagt der k. k. Contreadmiral in seinem Bericht an den k. k. Internuntius in Constantinopel: „Seine k. k. Hoheit der Erzherzog Friedrich benahm sich mit vieler Tapferkeit und fand Gelegenheit, der Erste nach dem Grafen Nugent zu sein, der die Festung von St. Jean d'Acrc betrat, welche wenige Stunden zuvor vom Feinde verlassen worden war.“ Und in dem Schreiben eines bei der Expedition gewesenen österreichischen Officiers wird gesagt: „Am 4. November nach 3 Uhr Morgens kam der türkische Admiral Walker Bey an Bord der „Gurriera“, um dem Erzherzog zu melden, daß er erfahren habe, ein Theil der Garnison, bei 1500 Mann, sei aus der Stadt entwichen; er meinte, daß somit die Möglichkeit vorhanden wäre, die Festung zu überfallen; daß er jedoch, da er nur über 300 Türken verfüge, sich allein zu schwach dazu fühle; er machte uns also den Vorschlag, ihm beistehen zu wollen. Der Erzherzog nahm das Anerbieten sogleich mit der lebhaftesten Freude an. Wir nahmen unverzüglich unser schon früher zu einer Landung bestimmtes Detachement, bei 80 Mann, zusammen, setzten uns in Barken und fuhren, durch einen türkischen Officier und unseren wackeren Piloten Bucetich, der schon am Abend zuvor mit Gefahr seines Lebens bis dicht an die Festungsmauern sondirt hatte, geleitet, zum Wasserthor. Hier fanden wir zwar keine Türken, die vielleicht auf einer anderen Seite waren, wohl aber den jungen Grafen Nugent, Sohn des k. k. Feldzeugmeisters und Commandirenden in Croatien, mit vier englischen Matrosen. Das Thor der Festung war fest verschlossen und verrammelt, dagegen aber seitwärts eine Oeffnung in der Mauer, welche als Kanonenschießhart diente; durch diese führte uns Graf Nugent, wir mußten einzeln hineinschließen und kamen in den Hof der Douane. Hier sammelten wir uns und zogen nun mit der gehörigen Vorsicht, immer unter der Leitung Nugent's, der Acrc von früher her kannte, quer durch die Stadt, in welcher wir hie und da einzelne bewaffnete Aegypter fanden, gerade auf die Citadelle los, die wir sogleich erstiegen und leer fanden. Hier war es, wo unser Erzherzog selbst bei eben aufgehender Sonne eine große türkische Fahne, welche Graf Nugent mitgebracht hatte, hoch aufhissen ließ und die österreichische und englische daneben aufpflanzte. — Schöner hätte der Prinz den Namenstag seines glorreichen Vaters Karl nicht feiern können.“

War es auch dem Prinzen nicht gegönnt, sich weitere kriegerische Vorbeeren zu sammeln, so wirkte er dagegen in seiner Stellung als k. k. Vice-Admiral und Marine-Obercommandant mit dem größten Eifer für die Hebung der österreichischen Seemacht. Allein schon am 5. October 1847 ereilte ihn in Venedig der Tod. Der Leichnam und die Eingeweide wurden in der Kirche San Stefano beigesetzt, das Herz in der Marienkirche.

Am 9. Mai 1854 wurden die irdischen Ueberreste in die Malteserkirche San Giovanni Battista übertragen und das von dem Bildhauer Domeneghi entworfene Grabmal eingeweiht. Dasselbe besteht aus einer weißen Marmortafel, 12 Fuß, 5 Zoll, 6 Linien hoch und 5 Fuß, 9 Zoll, 6 Linien breit. Die Tafel hat eine Inschrift in lateinischer Sprache, daneben in einem Medaillon ist das Brustbild des Erzherzogs; das Feld im Bogen, welches das Ganze nach oben verschließt, zeigt eine Trophäe von Kanonen, Lanzen, Trommeln und Kugeln; oben auf dem Bogen steht das Malteserkreuz. Unter dem Sockel des Monuments und zwischen den zwei Tragsteinen gewahrt man ein antikes Schiff, zu beiden Seiten einen Anker mit einem Tau; den Schluß bildet das erzherzogliche Wappen mit dem Malteserkreuz, im unteren Felde umgeben von dem Orden des goldenen Vlieses.

Wilhelm, Sohn des Erzherzogs Karl und seiner Gemahlin Henriette, geboren zu Wien am 21. April 1827, trat in den Deutschen Orden am 11. October 1845, wurde Coadjutor 1846, Hochmeister 1863. Der Erzherzog wirkt in dieser Würde ganz im Geiste seines unmittelbaren Vorgängers Maximilian. Als General-Inspector der österreichischen Artillerie hat er sich um die Vervollkommnung dieser Waffe allgemein anerkannte Verdienste erworben.

Eugen, Sohn des Erzherzogs Karl Ferdinand und seiner Gemahlin Elisabeth, geboren zu Selowitz in Mähren am 22. Mai 1863, trat in den Deutschen Orden 1886.

Von den erlauchten Habsburgern suchte die Erholung von den irdischen Mühseligkeiten in den klösterlichen Hallen Karl V., Sohn Philipp des Schönen und seiner Gemahlin Donna Juana von Castilien, deutscher Kaiser, König von Spanien und beiden Sicilien, Herr der neuen Welt, geboren zu Gent am 25. Februar 1500, gestorben am 21. September 1558. Er brachte die zwei letzten Jahre seines Lebens in dem Hieronymitenkloster San Geronimo de Justi zu, welches in der fruchtbaren Ebene von Plasencia in der spanischen Provinz Estremadura gelegen ist.

Nichts erinnert mehr an den ehemaligen Aufenthalt des Monarchen, als in einer Ecke der Gartenmauer das kaiserliche Wappen mit der Unterschrift, daß in diesem heiligen Hause Derjenige seine Tage beschloffen, der sie nur in Vertheidigung des Glaubens und der Gerechtigkeit zugebracht hat, Karl V., der allerchristlichste und unüberwindlichste. Der Leichnam wurde ursprünglich in der Klosterkirche beigesetzt, im Jahre 1570 aber in den Escorial übertragen.

Als die ersten Frauen des Hauses Habsburg, welche den Schleier nahmen, werden die Töchter Adalbert's, Herzog von Elsaß, genannt, welcher zwischen 720 und 723 das Zeitliche segnete: Eugenia, Aebtissin zu Hohenberg; Attala, Aebtissin zu St. Stefan; Gundelindis, Aebtissin zu Niedermünster.

Basilla, eine Tochter Luitfried II., Grafen von Elsaß, war Aebtissin von St. Stefan.

Euphemia, eine Tochter Kaiser Rudolf I. und seiner ersten Gemahlin Anna oder Gertrude, Gräfin von Hohenberg, wurde Nonne und starb im Kloster.

Ihre Schwägerin Agnes, die Gemahlin ihres Bruders Rudolf, eine Tochter des Böhmenkönigs Přemysl Ottokar II., wurde ebenfalls Nonne; sie hatte sich nur eine kurze Zeit des ehelichen Glückes zu erfreuen gehabt, denn ihr Gemahl starb bald und unverhofft im Jahre 1290, während er als Gast am Prager Hofe weilte. Wie eine geschreckte Taube in ihr Nest, eilte Agnes nach dem Tode ihres Gemahls in das Kloster der Clarisserinnen bei St. Agnes in Prag, dem sie schon vor ihrer Vermählung angehört hatte, und nahm wieder das Ordenskleid an; sie hielt sich jedoch nicht mehr würdig, in die Reihe der Chorfrauen zu treten, sondern blieb als Laienschwester und verschied nach sechsjährigem Aufenthalt in den heiligen Hallen als eine große Wohlthäterin der Armen. Ihr allzu früher Tod, der allen Menschen, welche sie kannten, bedauernswerth erschien, war für sie ein Gewinn, denn sie wurde dadurch eines Schmerzes enthoben, den ihr mütterliches Herz sehr berührt hätte, ihren Sohn Johann als den Mörder seines Oheims Albrecht zu sehen. Ihre irdische Hülle wurde von vier Bischöfen eingeseget und in der Klosterkirche beigesetzt; ihr Herz aber kam in die Gruft nach Königsaal.

Drei Prinzessinnen aus dem Hause Habsburg traten in das Clarisserinnenkloster nächst dem Kärntnerthor in Wien als Nonnen ein: Anna, Tochter Friedrich des Schönen, und zwei Katharinen, die Eine die Schwester, die Andere die Tochter des bei Sempach gefallenen.

Herzogs Leopold; Anna, vermählt mit Herzog Heinrich von Bayern 1336, Wittve 1338, war Aebtissin in den Jahren 1342 bis 1347, mit ihr hatten 26 adelige Frauen den Schleier genommen. In der noch vorhandenen Reihenfolge der Aebtissinnen heißt es: „1342 des nächsten Sonntags nach St. Niklas die hochgeporn Fürstin, Schwester Anna, Chünig Friedrichs Tochter von Rom sälig, Apteßin dez Sand Claren zu Wien.“

Das Kloster der Clarisserinnen wurde von Blanca von Frankreich, Gemahlin Rudolf III., im Jahre 1304 gestiftet, „eine Zuflucht für die schirmlosen Wittwen und Jungfrauen des Landadels in jener wilden Zeit“. Das Kloster, für welches Rudolf nach dem Ableben seiner Gemahlin, am 28. September 1305, den Stiftungsbrief ausfertigte, bestand bis zum Jahre 1529, in welchem es bei der ersten Türkenbelagerung von den Nonnen verlassen und von Kaiser Ferdinand I. der Stadt Wien als Bürgerhospital geschenkt wurde.

Drei Töchter Kaiser Ferdinand I. und seiner Gemahlin Anna, Helene, geb. 7. Januar 1543, gest. 1574; Magdalena, geb. 14. August 1532, gest. 10. December 1590, und Margaretha, geb. 10. April 1538, gest. 12. März 1566, beschloßen, der Welt zu entsagen und an einsamer Stelle dem Herrn zu dienen. Sie wählten Hall in Tirol als Aufenthaltort, erhielten dajelbst von ihrem Bruder, Erzherzog Ferdinand, das Münzgebäude, in welchem sie ein Kloster errichteten, welches gewöhnlich das adelige Damenstift genannt wurde und das sie mit zehn Genossinnen bezogen. Maria Magdalena erhielt von dem Ordensgeneral Franz von Borgia die Erlaubniß, in Hall ein Ordenshaus für die Jesuiten zu errichten, und wies zu diesem Zwecke die Summe von 10.000 Gulden an. Die drei Prinzessinnen fanden in der Kirche ihrer Stiftung ihre Ruhestätte, und als diese am 9. Juli 1783 dem Schicksale der Aufhebung verfallen war, wurden die Särge in die Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche übertragen.

Elisabeth, die Tochter Kaiser Maximilian II. und seiner Gemahlin Maria, geboren zu Wien am 5. Juni 1554, die gelehrte und geistvolle Schülerin des berühmten Auger Ghislain Busbeck, wurde verlobt mit König Karl IX. von Frankreich am 14. Januar 1570, mit demselben getraut zu Mezières am 26. November 1570, Wittve schon am 20. Mai 1574. Sie hatte ihrem Gemahl gelobt, sich nie wieder zu vermählen und lehnte auch aus diesem Grunde die Bewerbungen seines Bruders und Nachfolgers Heinrich III., sowie ihres Oheims Philipp II. von Spanien ab.

Als Wittve begab sich Elisabeth nach Wien und beschloß, daselbst ein Kloster zu bauen und in diesem ihre Tage zu beschließen. Zu diesem Zwecke kaufte sie zu der Stallburg das Haus des Helden Niklas von Salm und das des Freiherrn von Hofkirchen an der Ecke der Bräunerstraße, erhielt dazu den anstoßenden Garten der Grafen Rhuen als frommes Geschenk und erbaute auf diesem Grunde im Jahre 1582 ein Kloster der Clarisserinnen nebst der Kirche St. Maria, Königin der Engel, welches insgemein das königliche Kloster genannt wurde. Elisabeth legte das Ordensgelübde ab und war die milde Pflegerin der Armen und der Trost der Sterbenden. Am 22. Januar 1592 ging sie in das Jenseits hinüber und wurde vor dem Hochaltar der Klosterkirche beigesetzt. Sie wollte auf ihrem Sarge nachstehende demüthige lateinische Inschrift:

Peccantem me quotidie et non me poenitentem
 Timor mortis conturbet me, quia in inferno nulla
 Est redemptio, miserere mei Deus et salva me.

Es wurde aber auf dem hölzernen Sarge auf einer reich vergoldeten Platte eine zweite Inschrift in lateinischer Sprache angebracht, welche in deutscher Uebersetzung lautet: „Hier ruht die durchlauchtigste, allerchristlichste Königin von Frankreich, Elisabeth, Maximilian II. römischen Kaisers Tochter, Rudolf II. Schwester, Karl IX. Gemahlin, solcher Abkunft und solchen Ehebundes wohl würdig. Als Jungfrau, Gattin und Wittve der Reinigkeit, Treue und Beharrlichkeit edelstes Vorbild.“

„Ihre Heimkehr beklagte Frankreich, als wäre mit ihr alles Glück aus seinen Grenzen entflohen. Oesterreich beweinte ihren Tod als den Verlust einer heiligen Landesmutter.“

„Ihre ganze Seele heftete sie auf Gott, auf die Tröstung der Kranken und Armen, denen sie alle ihre Habe reichte. Keiner der häufigen Vermählungsanträge konnte sie diesen Klostermauern mehr entziehen. Fasten und Wachen verzehrten ihre Kraft. Sie unter sagte ausdrücklich jede königliche Ehre bei ihrer Todesfeier. Nur dieser kleine Stein sollte ihre irdischen Ueberreste decken. Sie lebte 37 Jahre, 8 Monate, 7 Tage, 7 Stunden und starb am 22. Januar 1592.“

Elisabeth ließ der ersten Aebtissin des von ihr gestifteten Klosters, Ursula von Rühbach, auch ihr Lieblingsbild, eine meisterhafte Copie jener Madonna von Rom, die gewöhnlich dem heiligen Lucas zuge-

geschrieben wird und vor der sie oft, in heiße Thränen aufgelöst, Trost gesucht in den blutigen Greueln, welche Frankreich verwirrten, und als ihr Lieblingsbruder Maximilian von den Polen geschlagen und gefangen genommen worden war.

Am 12. November 1783 wurde das Kloster aufgehoben und die Ueberreste der königlichen Stifterin kamen in die Fürstengruft bei St. Stefan. Die Stelle des Klosters nehmen jetzt das Haus des Markgrafen Pallavicini und die Kirchen der Evangelischen und Reformaten ein.

Maria Christina und Eleonora, Töchter des Erzherzogs Karl von Steiermark und seiner Gemahlin Maria, traten in das schon erwähnte Kloster zu Hall als Nonnen ein. Erstere, geboren am 10. November 1574, wurde am 5. März 1595 mit dem Siebenbürger Fürsten Sigismund Bathory vermählt, von demselben jedoch ohne alle Ursache übel behandelt und sogar im Schlosse Köwar in Haft gesetzt. Durch die Scheidung aus der peinlichen Situation befreit, nahm sie am 6. October 1607 in Hall den Schleier, wurde Aebtissin und schied am 6. April 1612 aus diesem Leben. Ihr Gemahl hatte schon im Jahre 1602 sein Land an Kaiser Rudolf II. abgetreten und sich auf das ihm überlassene Gut Lobkowitz in Böhmen begeben, wo er von einer Jahrespension von 50.000 Ducaten lebte. Eleonora, geb. am 25. September 1582, wurde Nonne in Hall am 3. October 1607 und verschied am 28. Januar 1620. Die Leichen beider Fürstinnen wurden ursprünglich in der Kirche ihres Klosters beigesetzt und nach der Aufhebung desselben in die Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche übertragen.

Anna Katharina, Tochter Wilhelm III., Herzogs von Mantua und Montferrat, und dessen Gemahlin Eleonora, einer Tochter Kaiser Ferdinand I., wurde am 17. Januar 1566 geboren und durch eine klösterliche Erziehung fromm herangebildet. Im Jahre 1582 vermählte sie sich mit dem Erzherzog Ferdinand von Tirol, verlor aber schon nach 14jähriger Ehe den Gemahl durch den Tod. Als Wittve wies sie alle Bewerbungen um ihre Hand zurück, selbst die des Kaisers Mathias, und beschloß vielmehr, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Im Jahre 1607 erbaute sie in Innsbruck das sogenannte Regelhaus für adelige Wittwen und Mädchen und ein Kloster für Servitinnen. Fünf Jahre später trat sie mit dem Klostersnamen Anna Juliana in das Regelhaus ein, gleichzeitig mit ihr die am 15. Juli 1584 geborene Tochter Maria, welche den Namen Anna Katharina annahm. Neun Jahre lebte sie noch zur großen Erbauung aller gottsuchenden Seelen,

und nach ihrem heiligen Tode wurde sie in einem eigens erbauten Gewölbe zur Ruhe bestattet, der Denkstein erhielt in ihrem Auftrage die schöne Inschrift: „Miserere mei, Domine, dum veneris in novissimo die. Fundatrix Anna Juliana.“ Ihre Tochter schied am 2. März 1649 aus diesem Leben. Im Jahre 1782 wurden beide Stiftungen aufgehoben und die fürstlichen Leichen in der ehemaligen Jesuitenkirche in Innsbruck beigelegt.

Mehrere der erlauchten Frauen wählten die klösterliche Stille als Aufenthaltort oder ließen sich in einem Ordenskleide zur ewigen Ruhe bestatten.

Unter den Ersteren ist vor Allem Agnes zu nennen, als Tochter Albrecht I. und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. 1280. Von Jugend auf war sie eine Feindin des Vergnügens und der Pracht, eine Freundin der Einsamkeit; schon als Kind ging sie gerne in abgelegene Capellen, um, wie sie selbst gesagt, zu hören, was Gott zu ihr rede und durch Andacht den angeborenen Hochmuth zu brechen. Die ihr angetragene Hand des römischen Großen Colonna schlug sie aus und ging nur ungern im Jahre 1296 die Ehe mit dem Ungarkönig Andreas III. ein, übrigens wurde diese Vermählung in der Burg zu Wien mit nie gesehener Pracht gefeiert. Schon nach sechs Jahren war Agnes Witwe. Als ihr Gemahl dem Tode nahe war, erzählt die Chronik von Königsfelden, rief er die königliche Gattin und sagte: „Mein Wille wäre es, daß Du, Agnes, keinem anderen Manne die Hand reichen möchtest nach meiner Auflösung. Aber drei Dinge werden Dich wieder zur Welt locken: Dein Reichthum, Deine Jugend und Deine Geburt, da Du eines römischen Königs Tochter bist.“

Die in dem Glanze der Jugend und des Glückes prangende Witwe blieb jedoch dem Wunsche des sterbenden Gemahls treu. Im Schweizer Canton Aargau, auf einer Erhöhung, an deren Fuße die Aar in ernster Majestät vorüberfließt, dem Städtchen Brugg gegenüber, erhebt sich das verödete Kloster Königsfelden, in dessen südlicher Nachbarschaft die Habsburg im Graue ihrer greisen Trümmer emporragt. Dort hatte Johann von Schwaben seinen Oheim Albrecht meuchelmörderisch getödtet und die Liebe der Gattin den Manen des Ermordeten ein frommes Denkmal gestiftet, indem sie auf der Mordstätte zuerst ein Kirchlein errichten, dann aber ein Kloster erbauen ließ, welches die Erlauchte zuletzt zu ihrer Ruhestätte erwählte. In den stillen Hallen des von der Mutter gestifteten Klosters sah Agnes den Mai ihres Lebens verblühen, den Sommer ihrer Tage überreifen und saut

im Winter ihres Lebens in den allumfassenden Schoß der Mutter Erde. Auch in der klösterlichen Abgeschiedenheit säete die kinderlose Königs-
witwe viel des Guten; sie wurde die Mutter der Armen, die
Pflegerin der Noth. Erst im Jahre 1364 beendete sie ihr irdisches
Pilgerleben.

Eleonora, Tochter des Herzogs Vincenz von Mantua und
Gonzaga, wurde am 4. Februar 1622 durch den Weihbischof von
Brigen mit Kaiser Ferdinand II. getraut. Sie war die zweite Gemahlin
des Kaisers, eine Dame von schönem Wuchs und ausgezeichnete
Schönheit, verständig, freigebig, voll Erbarmen und Milde, fromm,
und hatte Ein Herz, Einen Sinn und Einen Willen mit ihrem Gemahl,
der eine solche Liebe zu ihr hegte, daß er im Falle ihres Unwohlseins
durch die Weltgeistlichen, die Orden und die Armen für sie beten ließ
und öfter jagte, daß er in seinen Krankheiten nächst Gott ihrer Für-
sorge das Leben zu verdanken gehabt habe, denn bei solchen Gelegen-
heiten bewährte sie sich wie die geringste Dienerin. Kinder schenkte sie
ihrem Gemahl keine, aber ihr Verhältniß zu den Kindern erster Ehe
war ein solches, als ob diese ihre eigenen gewesen wären.

Schon im Jahre 1633 hatte Eleonora an der Gonzagabastei in
Wien, nordwärts dem hohen Markte, den Bau eines Klosters für
Carmeliterinnen begonnen und denselben 1642 vollendet. Der wesent-
lichste Grund zu dieser Stiftung bestand für die Kaiserin darin, daß
sie ihre Gouvernante Paula Maria Centuriona, aus einem alten
Genueser Geschlechte stammend und dem Orden der unbeschulten Car-
meliterinnen einverleibt, nach Wien berufen hatte und, um sie an diese
Stadt zu fesseln, das Kloster errichtete, dessen erste Oberin dieselbe
auch wurde. Das Kloster hieß auch „die Siebenbüchnerinnen“, von
dem größten der Häuser, aus denen es gebaut worden war und das
den Schild „zu den sieben Büchern“ führte. Eine kurze lateinische
Inscription über der Kirchenthür nannte die Stifterin und das Jahr der
Vollendung:

D. O. M.

S Joseph Dei genitricis sponso

Eleonora D. G. Rom. Imp. Germ. Ung. Boem. Reg.

Nata Princ. Mantua et Montisfers.

In SS Virg. et M. Theresiæ sobolem

Pietatē atque munificentia celebris

Templum hoc et monasterium fundavit, dicavit, donavit 1642.

Außerdem ließ die Kaiserin bei den Augustinern in der inneren Stadt Wien die Capelle nach dem Muster des heiligen Hauses zu Loreto in Italien erbauen und stiftete das Carmeliterkloster St. Anna in der Wüste zu Mannersdorf in Niederösterreich.

Seit dem im Jahre 1637 erfolgten Tode ihres Gemahls hatte Eleonora den Entschluß gefaßt, die letzten Lebenstage in ihrer Wiener Stiftung zu beschließen. Als nun im Jahre 1648 ihre geliebte Nichte, die Prinzessin von Lothringen, bei einer unglücklichen Niederkunft das Leben einbüßte, zog sich die Kaiserin in dasselbe zurück; sie verließ zwar dasselbe, weil die Aerzte wegen der zunehmenden Schwäche des Augenlichtes eine Veränderung des Aufenthaltes anriethen, kehrte jedoch bald wieder zurück und blieb daselbst bis zu ihrem am 27. Juni 1655 erfolgten Hinscheiden; ihre Beisetzung erfolgte in dem Ordenskloster einer Carmeliternonne in der Klostergruft hinter dem Altare. Eleonora hatte in dem Kloster ihre eigene Betzelle, und ihr Beichtvater war von 1624 bis 1652 der Jesuit P. Lucas Janini, welcher mit dem kaiserlichen Beichtvater P. Lamormaine in steter Freundschaft stand. Am 12. Januar 1782 wurde das Kloster aufgehoben und das Gebäude zum Polizeihaus bestimmt, die irdischen Ueberreste der Kaiserin wurden im Monat April des Jahres 1783 in die Fürstengruft bei St. Stefan übertragen, mit denselben der Leichnam der bereits genannten Gouvernante und Freundin, welche den Klosternamen Paula Maria a Jesu führte.

Noch sei hier erwähnt, daß unter den Nonnen viele vom in- und ausländischen Adel waren.

Amalie Wilhelmine, Gemahlin Kaiser Joseph I., Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, wurde am 21. April 1673 in Lüneburg geboren, die Vermählung fand im Jahre 1699 in Wien statt. Der Zug, bei dem die ganze spanische Hofetikette entfaltet wurde, ging von der neuen Favorita aus durch die festlich geschmückten Straßen zu den Augustinern, wo die Trauung vollzogen wurde und dann in die Burg, wo das Diner stattfand. Die anlässlich der Vermählung veranstalteten Lustbarkeiten währten drei Tage. Schon im Jahre 1711 war die durch Geist und Schönheit gleichmäßig hervorragende durchlauchtigste Frau Wittve und ein Jahr später wies ihr Kaiser Karl VI., ihr Schwager, das Schloß Schönbrunn als Wittvensitz an, allein sie gab dasselbe dem Hofe gegen eine Entschädigung von 450.000 Gulden wieder zurück. Im Jahre 1717 berief sie die Salesianerinnen aus den Niederlanden, um dem österreichischen, besonders dem böhmischen und ungarischen Adel die Gelegenheit zu verschaffen,

ihren Töchtern eine für Geist und Sitte angemessene höhere Bildung zu geben. Sie kaufte für die Stiftung am Rennweg in Wien das Haus und Garten des Freiherrn Quarient von Kall und erbaute auf diesem Grunde Kirche und Kloster, welcher Bau im Jahre 1719 vollendet wurde. Volle 32 Jahre ihres Wittwenstandes brachte Amalie Wilhelmine in einem Nebengebäude des Klosters zu, und als sie am 10. April 1742 aus diesem Leben schied, wurde der Leichnam unter dem Hochaltar der Klosterkirche beigesetzt, während das Herz zu den Füßen des Gemahls in der Capucinergruft ruht.

Maria Anna, Tochter Kaiser Franz I. und seiner Gemahlin Maria Theresia, geboren am 6. October 1738, wurde Abtissin des Damenstiftes am Strahschin in Prag, nahm aber im Jahre 1781 ihren Aufenthalt in Klagenfurt und erwarb sich in dieser Stadt durch die großmüthigen Stiftungen im Kloster der Elisabethinerinnen, als dessen zweite Stifterin sie betrachtet wird, ein unvergängliches Andenken. Nach ihrem am 19. October 1789 erfolgten Ableben wurde sie in der Klosterkirche beigesetzt.

Schließlich sind noch die erlauchten Frauen zu nennen, welche sich in einem Ordenskleide bestatten ließen.

Elisabeth, Wittve nach den böhmischen Königen Wenzel und Rudolf, gestorben zu Königgrätz am 18. October 1336, wurde in der Kirche des von ihr in Brünn gestifteten Klosters der Cistercienserinnen vor dem Kreuzaltare beigesetzt. Als im Jahre 1762 die Gruft geöffnet wurde, fand man die Königin im schlichten Ordenskleide und in einem Holzsarge liegen.

Claudia Felicitas, die zweite Gemahlin Kaiser Leopold I., eine Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol und seiner Gemahlin Anna von Medicis, eine Dame von ausgezeichnete Schönheit, war eine besondere Freundin des Dominicanerordens und verlangte im Habit desselben in der Kirche des Wiener Klosters beigesetzt zu werden. Hier ruht sie mit zwei ihrer Prinzessinnen vor dem Dominicusaltar; der Gruftstein ist mit dem kaiserlichen Adler geziert und der Altar mit ihrem Namen und der Kaiserkrone.

Eleonora Magdalena Theresia, dritte Gemahlin Kaiser Leopold I., älteste Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg und seiner Gemahlin Amalie von Hessen, durch ihre Schönheit hervorragend, geb. 6. Januar 1655, gest. 19. Januar 1720, legte nach dem Tode ihres Gemahls die Trauerkleider nicht mehr ab und verfügte in ihrem letzten Willen, im Kleide der Sklavinnen Maria's, d. i

in einem weißen Habit, himmelblauen Scapulier und weißem Schleier, mit einer eisernen Kette, woran ein Totenkopf hing, beigelegt zu werden. Der einfache Sarg erhielt vermöge ihrer letztwilligen Anordnung bloß die Aufschrift: „Eleonora Magdalena Theresia, arme Sünderin.“ Die Kaiserin Maria Theresia, welche sich an ihre Großmutter deutlich erinnerte, obwohl sie bei deren Ableben erst drei Jahre zählte, ließ den Leichnam in einen schönen Sarg legen. „In diesem Einzigen sei sie ihr minder gehorsam gewesen,“ schrieb Maria Theresia auf den neuen Sarg.

Der Schelmenroman.

Unter besonderer Berücksichtigung seiner Verbreitung in Oesterreich-Ungarn.

Von Rudolf von Bayer.

Die nachstehenden Zeilen versuchen durch nahezu anderthalb Jahrhunderte in großen Zügen das Werden, Wachsen und Vergehen einer literarischen Geschmacksrichtung zu verfolgen, die vom äußersten Südwesten Europas ausgehend, ihren Weg über Deutschland nahm, um in einem ihrer letzten Vertreter im fernsten Osten des heutigen Kaiserstaates Oesterreich einen Abschluß zu finden.

Spanien war der Ausgangspunkt der neuen Richtung, dorthin bitte ich zunächst den freundlichen Leser mir zu folgen.

Dem Reisenden, der von Norden kommend, die Alpen oder Pyrenäen überschreitet, fällt heute so wie vor dreihundert Jahren in den größeren Städten Spaniens und Italiens sofort eine Schaar sonnenverbrannter, zerlumpter Gestalten auf, die auf den Plätzen herumlungern, bettelnd die Kirchenportale umlagern oder, auf den Stufen öffentlicher Gebäude im Schatten ausgestreckt, die Vorübergehenden mit ihren stehenden schwarzen Augen mustern.

Der braune Bursche mit dem verschmißten Gesicht, der dort schlaftrunken an einer Säule lehnt, ist seines Zeichens Lastträger. Mit Entrüstung würde er aber jetzt die Zumuthung von sich weisen, ein kleines Bäckchen auch nur ein paar Gassen weit zu tragen: er hat sich nämlich heute schon einmal satt gegessen. Und dazu bedarf es wahrlich nicht viel: einige Zwiebeln und eine Brotkruste oder ein Teller Maccaroni bilden für ihn eine lucullische Mahlzeit. Hat er sich die paar Kupfermünzen, die ihm diesen Genuß verschaffen, verdient, erbettelt oder

gestohlen, dann ist er zu keiner Anstrengung mehr zu bewegen, denn Nichtsthun erscheint ihm als das höchste Glück, arbeiten zu müssen dagegen als das größte Unglück. Ist er aber einmal aus seinem dolce far niente durch irgend einen Anlaß aufgeschreckt worden, hat irgend etwas sein leicht bewegliches Blut in Wallung versetzt, dann entwickelt er eine Beweglichkeit, eine Ausdauer und Verschlagenheit, die man dem indolenten Burschen nimmer zugetraut hätte. In ihm kommen eben, durch keine Etikette zurückgedrängt, zwei charakteristische Haupteigenschaften der romanischen Race ungehindert zum Durchbruch: der Lazaroni von den Stufen der Peterskirche sieht seinem Schicksalsgenossen, dem Picaro aus den Straßen von Madrid, ähnlich wie ein Ei dem anderen.

In Spanien mag sich dieser Typus, durch Naturanlage begünstigt, überdies aus historischen Verhältnissen heraus ungefähr auf folgende Weise entwickelt haben: die spanische Nation war beinahe ein halbes Jahrtausend mit den Mauren im Kampfe gelegen und war in diesem Kampfe groß und mächtig geworden. Ein zahlreicher Kriegerstand hatte sich ausgebildet, der, ohne Besitz, vom Kriege lebte. Nachdem das letzte Bollwerk der Mauren in Spanien gefallen war, sah er sich dieses seines eigentlichen Unterhaltes beraubt. Zu regelmäßiger bürgerlicher Handwerksthätigkeit nach Kriegerart zu stolz oder zu träge, durchstreifte er nun das Land, lebte durch Betteln und Stehlen von der Hand in den Mund, gelangte durch seine Verschmitztheit und Verschlagenheit, wenn ihm das Glück hold war, sogar zu Ansehen und Wohlhabenheit oder ging, wie in der Mehrzahl der Fälle, elend zugrunde.

Treffend charakterisirt sich ein solcher Held, der Escudero Marcos Obregon, in einem spanischen Romane aus jener Zeit mit folgenden Worten: „Ich stamme aus den Gebirgen bei Santander, aus dem Thale von Cayen, obgleich ich in Andalusien geboren bin; ich heiße Marcos de Obregon und verstehe keine Arbeit, denn die Hidalgos in Spanien erlernen dergleichen nicht, indem sie lieber Noth oder Dienstbarkeit ertragen mögen, als daß sie Handwerker sein wollten. Der Adel der Gebirge wurde nämlich durch die Waffen erlangt und in Diensten für die Könige bewährt, und darf also nicht durch niedrige Arbeiten entehrt werden; denn dort lebt man mit dem Wenigen, was man hat, und behilft sich so armselig, als es nur immer möglich ist, bewahrt aber stets die Gezeke des Adels, nämlich zerrissen und zerklümpelt einherzugehen, mit uralten, langen Beinkleidern und Handschuhen.“ *)

*) „Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon“ von Vicente Espinel, aus dem Spanischen von L. Tieck, II. Buch, 8. Cap.

Der Lebensweg eines solchen Abenteurers war begreiflicherweise kein ebener, er war ein beständiges Auf und Ab und führte oft hart unter dem Galgen weg und über die Galeere hin.

Diesen Typus, wie er sich im Leben überall darbott, griff um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein geistvoller Kopf für die Literatur auf und ließ ihm künstlerische Gestaltung angedeihen. Sein Roman: „Leben und Abenteuer des Lazarillo von Tormes“, 1553 erschienen, begründete eine neue literarische Gattung, den Schelmenroman, die in den Literaturen aller romanischen Völker wirklich classische Producte zu Tage förderte.

Er ist das angeblich selbstgeschriebene Leben eines Knaben, des kleinen Lazarus, der in einer Mühle an den Ufern der Tormes bei Salamanca geboren, von seiner gemeinen und rohen Mutter einem blinden Bettler zum Führer gegeben wird, in dessen Schule er in alle Kniffe der höheren Bettelkunst und Gaunerei eingeweiht wird. Was er von seinem Brotherrn gelernt, bringt er gegen diesen selbst in Anwendung und wird dafür von ihm tüchtig mit Schlägen regaliert. Um sich für die erlittenen Mißhandlungen zu rächen, stellt er den Blinden einem steinernen Pfeiler gegenüber und fordert ihn, da hier der Bach, den sie überschreiten wollten, am schmälsten sei, auf, hinüberzuspringen. Der Alte springt mit aller Kraft gegen den Pfeiler und fällt mit verwundetem Haupte besinnungslos zurück, Lazarus aber überläßt ihn seinem Schicksal und sucht schnell das Weite: „Was nachher aus dem Blinden geworden, habe ich nie erfahren, wünsche es überhaupt auch nicht zu wissen.“

In der Folge kommt er in den Dienst eines Geistlichen, der, ungemein geizig, ihn beinahe verhungern läßt. Um zum Brotkasten zu gelangen, der immer sorgfältig versperrt ist, läßt er sich nach einem Wachsabdruck einen Nachschlüssel anfertigen. Diesen verbirgt er, damit er nicht gefunden werde, des Nachts in seinem Munde. Einst geschieht es, während er schläft, daß der Schlüssel in seinem Munde eine solche Stellung einnimmt, daß die eingeathmete Luft ihren Weg durch den hohlen Schlüssel nehmen muß und dabei ein ziemlich lautes Pfeifen verursacht. Der alte Filz erwacht sogleich von dem Geräusche, das er für das Bischen einer Ratter hält, schlägt im Finstern mit einem wuchtigen Prügel nach der Ecke, aus der das Geräusch kommt, in der Absicht, die Schlange zu tödten, und schlägt dabei dem armen Lazarus alle Zähne ein. Nun merkt er auch den Betrug und jagt den armen Jungen, kaum geheilt, aus dem Hause.

Jetzt verdingt sich Lazarus an einen Edelmann, der gravitatisch mit Mantel und Degen über den Markt stolziert, und glaubt endlich in einen guten Stall gekommen zu sein, in dem er sich von den ausgestandenen Mißhandlungen und Entbehrungen erholen könne. Sein neuer Herr behandelt ihn denn wirklich auch mit väterlicher Milde, aber, hatte ihm der Geistliche zu wenig zu essen gegeben, so bekommt er nun von dem armen Edelmann buchstäblich gar nichts, dieser ist vielmehr noch von dem, was Lazarus sich tagsüber zusammengebettelt hat. Eines Tages begegnet ihm auf der Straße ein Leichenzug, in dem die Wittve hinter der Bahre ihres verstorbenen Gemahls einhergehend ausruft: „O mein Mann, mein armer Mann! wohin wollt ihr ihn tragen? Zu dem traurigen und unglücklichen Hause, zur finsternen Wohnung, wo man weder ißt noch trinkt!“ Bestürzt eilt Lazarus nach Hause und ruft seinem Herrn entgegen: „O Señor, kommen Ew. Gnaden mir zu Hülfe, sie wollen einen Todten hierher bringen!“

Eines schönen Tages ist dann der Caballero verschwunden, nachdem er die Miethе für das Haus schuldig geblieben.

Sein fünfter Herr ist ein Ablaßkrämer. Einst tritt, während dieser predigt, der Aguacil (Polizeidiener) in die Kirche und schreit, es möge sich Niemand bethören lassen, der Ablaß sei falsch, der Krämer habe ihm die Hälfte des Gewinnstes angeboten, wenn er seinen Handel begünstige. Er aber habe als ehrlicher Mann diese Zumuthung von sich gewiesen und warne nun Jedermann vor dem Betrüger. Der Pfaffe läßt sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, frägt den Aguacil ruhig, ob er schon fertig sei, und betet dann laut, Gott möge ein Wunder thun und das Aergerniß, das der Aguacil gegeben, auf der Stelle bestrafen oder, wenn er, der Pfaffe, selbst ein Betrüger sei, die Kanzel mit ihm sieben Klafter tief in die Erde versinken lassen. Kaum hat er dies Gebet gesprochen, fällt der Aguacil wie vom Schlage getroffen zu Boden und windet sich in den gräßlichsten Zuckungen. Durch die Fürbitte der Versammelten läßt sich der Ablaßkrämer bewegen, für den Gestraften zu beten, und siehe! der Sünder kommt allmählich zu sich und erhebt sich frisch und gesund vom Boden. Nun ist es Allen klar, daß dieser Mann von Gott besonders begnadet sein müsse, und seine Ablaßzettel finden reißenden Absatz. Abends aber macht sich der Ablaßkrämer mit dem Aguacil bei einer Flasche Wein über die einfältigen Leute lustig und freut sich des gelungenen Streiches.

Nun wird Lazarus ein Muskruser im Dienste eines Gerichtshoten. Ein höherer Geistlicher wird „durch seine Geschicklichkeit im Amte“ auf

ihn aufmerksam, begünstigt ihn und macht ihm schließlich den Vorschlag, eine seiner Mägde zu heirathen. Lazarus sieht sofort ein, welche Vortheile ihm aus der Verbindung erwachsen könnten, und drückt über Manches ein Auge zu. Hier endigt die Geschichte ohne eigentlichen Schluß und ohne Andeutung, daß noch etwas folgen solle.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches tauchte eine Fortsetzung zu demselben auf unter dem Titel: „Zweiter Theil des Lazarillo de Tormes“, länger als die echte Schrift und dort anhebend, wo die ursprüngliche Dichtung aufhört. Sie hat aber keinen Werth, als etwa manchmal einige witzige Einfälle und Gemeinplätze. In diesem zweiten Theile schließt sich Lazarus dem Zuge Karl's V. gegen Algier 1541 an und befindet sich auf einem der Schiffe, die während des Sturmes scheitern, wodurch der ganze Zug entmuthigt wird. Er sinkt auf den Grund des Meeres und kriecht dort in eine Höhle, woselbst er in einen Thunfisch verwandelt wird, worauf alles, was folgt, sein Glück und seinen Glanz im Königreiche der Thunfische erzählt. Zuletzt wird er in einem Netze gefangen und nimmt in der Angst vor dem Tode kraft seines eigenen Willens wieder die Menschengestalt an, worauf er nach Salamanca heimkehrt und daselbst diesen seltsamen Bericht über seine Abenteuer abfaßt. Diese Abirrung auf das Gebiet des Phantastischen zeigt deutlich, wie der unberufene Fortsetzer den Geist seiner Vorlage so ganz und gar mißverstanden hat.

Mit diesem Romane war ein Werk geschaffen, das als Typus für eine ganze Reihe folgender gelten kann, denn in ihm finden wir alle jene Merkmale ausgeprägt und vereinigt, die den picarischen Roman kennzeichnen, eine literarische Gattung, die, spanischem Boden entsprossen, sich wie ein Unkraut wuchernd rasch über die romanischen Nachbarländer verbreitete, zu üppiger Blüthe gedieh und in seinen letzten Ausläufern bis heute ein kümmerliches Dasein fristet.

Diese allgemeinen Merkmale, denen wir einzeln oder vereint, mehr oder weniger scharf ausgeprägt, in jedem Werke dieser Geschmacksrichtung begegnen, sind etwa folgende:

Der Held erzählt selbst seinen Lebenslauf in autobiographischer Form. Was er erlebt und durchgemacht, erscheint ihm bedeutend und der Mühe werth, zu Nutz und Frommen der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Darum greift er zur Feder und schreibt seine Geschichte ohne Verhüllungen und Entstellungen, der Wahrheit gemäß nieder.

Sie führt uns nicht in medias res, sondern beginnt von der Geburt des Erzählers. Weshalb? Darüber giebt uns der Verfasser des

„Lazarillo“ in der kurzen Vorrede seines Werckchens selbst Aufschluß: „Ich habe die Geschichte nicht, wie Manche thun, in der Mitte, sondern von vorne angefangen, damit mein Held hinlänglich bekannt werde, und damit Diejenigen, welche die Erben großer Güter sind, einsehen lernen, wie wenig sie diesen Umstand sich selbst zu danken haben, sondern dem Zufall des Glückes, und damit Diejenigen, denen das Glück entgegensteht, daran erinnert werden, daß durch Beharrlichkeit und Ausdauer sie doch zuletzt im Hafen des Glückes anlangen werden.“

Der Held beginnt von seiner Abstammung zu erzählen. Mit viel Selbstironie und einer gewissen Genugthuung berichtet er, wie etwa schon sein Vater ein dunkler Ehrenmann gewesen, und wie er schon durch seine Geburt gewissermaßen zum Gauner prädestinirt sei. Heute, da er auf sein vergangenes Leben zurückblickt, setzt er einen gewissen Stolz darein, ein würdiger Sohn seines Erzeugers zu sein. Jung, unschuldig und unerfahren wird er durch ein widriges Schicksal ins feindliche Leben hinausgestoßen, erhält da so manchen Rippenstoß und Fußtritt und hungert sein ganzes Leben hindurch. Seine Eltern, die froh sind, der Sorge für ihn enthoben zu sein, sieht er nie wieder. Diese Eindrücke, in das bildsamem Wachse gleichende Gemüth des Knaben aufgenommen, werden dann ausschlaggebend für die Bildung seines Charakters: er wird heimtückisch und hinterlistig und ergreift mit Freuden jede Gelegenheit, an dem Schicksal und der Gesellschaft, die ihn so stiefmütterlich behandeln, Rache zu nehmen. Diese Jugendgeschichte gießt eine ägende Bitterkeit über das Ganze aus, die das Vergnügen an den listigen Streichen nicht recht zur Geltung kommen läßt. Sie erinnert an gewisse Richtungen der neuesten italienischen Literatur, die naturgemäß sich in einem Lande entwickelten, in dessen Städten die höhlängigen, hungerbleichen Gesichter der Lazaroni durch die blanken Spiegelscheiben der eleganten Cafés und Conditoreien grinsen.

Der Picaro erscheint immer in dienender Stellung. Er läuft jedoch von einem Herrn zum anderen und wechselt buchstäblich den Dienst rascher als die Kleider, denn er versäumt nicht, wenn er einem Herrn durchbrennt, dessen Kleiderschrank zu plündern und sich daraus ein theures Andenken mitzunehmen. Nicht selten gewinnt er sich die Gunst seines Brotherrn dadurch, daß er ihm kurzweilige Schwänke erzählt und bei Tische als lustiger Rath dient, indem er über schmarozenden Gästen die Geißel seines Spottes schwingt und ihnen hundert und aber hundert Possen zu spielen weiß. Kommt er aber durch Zufall einmal in vornehmere Gesellschaft, wo man ihn nicht kennt, dann giebt er sich

für einen vom Adel aus und legt sich höchst eigenhändig den Namen seines Geburtsortes als Adelsprädicat bei. Namentlich Gastwirthen weiß er durch cavaliermäßiges Auftreten zu imponiren und erntet von ihnen als adeliger Junker manchen Büchling, den er mit einem gestohlenen Trinkgelde honorirt.

Einheitliche Composition mangelt dem picarischen Romane vollständig. Er ist nichts als eine ziemlich lose Aneinanderreihung von Schwänken und Abenteuern, die nur durch die Person des Helden zusammengehalten werden. In seinem Charakter aber ist keine besondere Entwicklung wahrzunehmen: am Schlusse seiner Laufbahn ist er derselbe, der er am Anfang gewesen, nur schlauer und findiger ist er geworden. Auf seinen Wanderungen und Zügen kommt er mit vielen Menschen in Berührung, von dem Einen erfährt er Gutes, von den Anderen Böses, aber zu Keinem tritt er in ein näheres Verhältniß. Freundschaft und Liebe sind ihm völlig unbekannte Begriffe. Meisterhaft skizzirte Charakterköpfe, die unser Interesse erregen, treten auf und verschwinden ebenso rasch und unvorbereitet wieder vom Schauplatz der Erzählung, wie sie erschienen sind. Unsere Frage nach ihren ferneren Schicksalen beantwortet der Erzähler mit einem lakonischen Abselsucken: „Was aber weiter aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.“ Dieser Satz ist geradezu zu einer typischen Formel erstarrt, mit der der Picaro von Allen, denen er entweder selbst einen Streich gespielt, oder die vor seinen Augen zum Gegenstande eines solchen geworden sind, auf immer Abschied nimmt.*)

Die einzelnen Capitel schließen in der Regel mit einer ironischen Wendung, die so recht die hämische Schadenfreude über den gelungenen „Poffen“ zum Ausdruck bringt; wegen einer Spitzbüberei scharf ins Verhör genommen, macht er sich heimlich davon mit der Bemerkung: „Denn viel besser und herrlicher ist, daß man vor den zugesügten Injurien flieht, als daß man sie durchs Berantworten überwindet,“ oder aber: „Meine Gläubiger wollten mich in den Schuldthurm setzen lassen, ich aber bezahlte sie mit einem Paar Schuhe, d. h. nahm Reißaus.“

*) Vgl. Vazarillo, Cap. II: „Was nachher aus dem Blinden geworden, habe ich nie erfahren, wünsche es überhaupt auch nicht zu wissen.“ Marcos Obregon, Buch I, Cap. 8: „Den zerstoßenen Neger setzten sie auf sein Maulthier, und ich weiß nicht, was aus diesem geworden ist.“ Guzman von Alfarache, übersetzt von Megibius Albertinus, Buch I, Cap. 52: „Was nun dem Schaffner für ein Straff angethan ward, das weiß ich nicht, ich hatte keinen Lust lenger dafelbst zu bleiben, sondern nam hinder der Thür vrlaub . . .“

Der Verfasser ist gewöhnlich ein Mann in gesicherter bürgerlicher Existenz und angesehenener Stellung. Er ist sich wohl bewußt, mit seinem anspruchslosen Büchlein ein Kunstwerk geschaffen zu haben, aber wie der Vater sich scheut, den natürlichen Sohn, auf den er heimlich mit Stolz blickt, weil er sein bester ist, offen vor der Welt anzuerkennen, so vermeidet er es, seinen Namen und seine Stellung dem Kinde seiner Muße als Empfehlungsbrief mitzugeben auf seine Reise in die Welt, denn er fürchtet, mit dem Vagabunden, der da in der ersten Person erzählt, identificirt zu werden. Die Folge davon war, daß man lange Zeit über die Person des Autors der bedeutendsten dieser Werke nicht im Klaren war: Der Lazarillo z. B. sollte nach der verbreitetsten Meinung Diego Hurtado de Mendoza, eine der glänzendsten Erscheinungen aus der Zeit Karl V., zum Verfasser haben. Laufer*) weist nach, wie jener Mendoza, mit dem Beinamen der Gelehrte, abgesehen von seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner ganzen Geschmacksrichtung, niemals jene Kenntniß von der Lage der Niedrigsten, der Enterbten seines Volkes sammeln konnte, die ihn befähigt hätte, uns mit sicherer Hand neben den Landstreichern auf der Heerstraße zu geleiten und uns in die Herbergen der Bettler, in die ärmlichen Pfarrhäuser auf dem Lande, in die Höhlen des Elends und in die gemeinen Schenken der Stadt zu führen.“ So stellt denn der Herausgeber die älteste Angabe wieder her, die den Lazarillo einem Hieronymitirmönche Fray Juan von Ortega zuschreibt. Vorausgreifend will ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß man auch den Verfasser des bedeutendsten deutschen Schelmenromans lange Zeit nicht gekannt hat. Erst unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, nachzuweisen, daß jener geheimnißvolle German Schleifheim von Sulzfort, als dessen Werk der abenteuerliche *Simplicissimus* in dem Nachwort bezeichnet wird, kein Anderer ist, als Joh. Jacob Christoffel v. Grimmelshausen, der Verfasser der gekünstelten Liebesromane *Proximus* und *Limpida*.

Wie ein solches Werk keine eigentliche innere Entwicklung hatte, so konnte es auch keinen solchen Abschluß haben. Immer wieder konnte der Held, der von seinen Irrfahrten endlich einmal zur Ruhe gekommen war, aus derselben durch irgend einen äußeren Anlaß aufgeschreckt werden und sein früheres Leben mit wenigen Variationen von vorne beginnen, ein Umstand, den sich Literaten dritten und vierten Ranges zu Nutzen machten und ihrem Namen dadurch zur Berühmtheit

*) Der erste Schelmenroman: „Lazarillo von Tormes“. Stuttgart, Cotta 1889.

zu verhelfen suchten, daß sie, den stylistischen Eigenthümlichkeiten der bedeutendsten Romane dieser Geschmacksrichtung sich anschmiegend, zu diesen Fortsetzungen von größerem oder geringerem Werthe lieferten. So sind denn Fortsetzungen von zweiter Hand ein charakteristisches Merkmal fast für alle spanischen Schelmenromane geworden.

Dies ungefähr wäre in großen Zügen das Bild, das uns der picarische Roman in seiner reinsten und ursprünglichsten Gestalt, wie sie durch den „Lazarillo von Tormes“ repräsentirt wird, darbietet.

Eine weitere Stufe der Entwicklung desselben, schon über den Gipfel hinaus, bezeichnet der zweitbedeutendste Roman dieser Gruppe: „Leben und Thaten des Guzman von Alfrache“ von Mateo Aleman.

Dieser bringt eine Reihe neuer Motive hinzu, die zum Theil dem innersten Wesen des eigentlichen picarischen Romans völlig ferne stehen, zum Theil aber nur eine Erweiterung desselben darstellen.

Vor Allem tritt hier die Vermischung der Stände, das Auf und Ab, bedeutsam in den Vordergrund. Der deutsche Bearbeiter des Guzman, der der Gepflogenheit seiner Zeit gemäß den Titel des Buches zu einer kurzen Inhaltsangabe erweitert, bringt dies in seiner Weise zum Ausdruck: „... wasgestalt er schier alle Ort der Welt durchlossen / allerhand Ständ / Dienst und Aemter verjucht / viel Guts und Böses begangen und außgestanden / jetzt Reich / bald Arm / und widerumb Reich und gar Elendig worden / ...“

Der Picaro wird hier aus einem Diener zum Herrn, aus einem „schmutzigen, rothigen Küchenrazen“ zum reichen Edelmann, verarmt als solcher, wird, um nicht zu verhungern, ein Schreiber, aus einem Schreiber ein Wirth, aus einem Wirth ein Hausfirt und letztlich ein „Mauskopf“ und „Galgenvogel“. Nachdem er endlich seine Galeerenstrafe, zu der er vom Galgen begnadigt worden war, abgedüßt hat, überkommt ihn auf einmal die Reue über sein früheres Leben: er zieht sich von der Welt zurück und begibt sich in die Einsamkeit, um Buße zu thun.

Und dazu hat er vollauf Grund. Denn während Lazarillo nur stiehlt, um nicht zu verhungern, und nur die wieder quält, die ihn quälen, andererseits aber Regungen des Mitleids nicht unzugänglich ist und mit seinem Herrn, dem armen Edelmann, der ihn milde behandelt, die letzte Brotkrume theilt, die er sich erbettelt hat, ist Guzman ein ausgemachter abgefeimter Schurke, der unmotivirt ohne Scheu seine Wohlthäter bestiehlt und betrügt, bloß aus Freude an der Schlechtigkeit.

Er entragt also der Welt, nachdem er alle Stadien des Bußsacraments, als da sind: Erforschung des Gewissens, Reue und Leid, Beichte u., belehrt von einem frommen Einsiedler, durchgemacht hat, und begiebt sich auf eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Alles dies zeugt von der ausgesprochenen katholisirenden Tendenz des Werkes, ganz im Gegensatz zum „Lazarillo“, in dem das Capitel von dem Ablaßkrämer eine der ergößlichsten und umfangreichsten Episoden bildet. Diese katholisirende Tendenz aber ist in der ganzen Richtung tief begründet, denn wenn der Held am Abende seines bewegten Lebens, nachdem er so manche Uebelthat begangen, zur Feder greift und all die Schlichkeiten, die er ausgeübt, im Gefolge langer und langweiliger Sittenlehren, die uns hier ebenfalls zum ersten Male begegnen, niederschreibt, so ist dies nichts Anderes als die Generalbeichte, wie sie die katholische Kirche fordert.

* * *

Der Verfasser des Lazarillo hatte eine reiche Erzader angebrochen. Zahlreiche seiner Landsleute ließen es sich angelegen sein, dieselbe nach allen Richtungen hin auszubeuten. Sie Alle wirthschafeten im Großen und Ganzen mit denselben Charakteren, Situationen und Voraussetzungen, die freilich einer mannigfaltigen Permutation fähig sind. Nichtsdestoweniger ließ sich auf die Dauer eine gewisse Einförmigkeit kaum vermeiden, die in den späteren Werken des picarischen Schlages sich breit macht. Sie kommt in der Regel schon im Titel zum Ausdruck: Vida y hechos — Leben und Thaten — so lautet er bei den Meisten. Er erinnert einigermaßen an die im 18. Jahrhundert übliche Form des Titels biographischer Schriften. Allein das 18. Jahrhundert ist etwas bescheidener, es begnügt sich mit „Leben und Gesinnungen“.

Die neue literarische Gattung, die wir wie ein Naturproduct aus dem spanischen Boden hervorstechen gesehen, fand aber auch rasch Eingang in die übrigen Culturländer Europas. Der derbe Realismus, die naturwahre, lebensfrische Darstellung bildete einen wohlthuenden Gegensatz gegen den hohlen Phrasenwust und die kränkelnde Sentimentalität der Amadis- und Schäferromane des 17. Jahrhunderts. Jene nämlich waren zu blutlosen Schemen verblaßt, denn ihre reale Grundlage, höfische Cultur und Sitte, war längst abhanden gekommen, das alte germanische Natur- und Freiheitsgefühl aber, das dem Schäferromane einen belebenden Hauch hätte einathmen können, war schon früher unter

einem Wüste fremder Einwirkungen erstickt worden. Suchte ferner der Kunstroman jener Zeit seine Helden in aristokratischen Kreisen oder in einer idealen Schäferwelt, so griff die neue Gattung in bewußtem Gegensatz dazu in die untersten Schichten der Gesellschaft hinab und wirkte nun auch durch den Reiz des Neuen, des Ungewohnten.

Uebersetzungen waren es zunächst, die in erstaunlicher Zahl für die Verhältnisse jener Zeit den Weg über die Pyrenäen und über das Meer nahmen. Vom Guzman von Alfarache z. B. kennt Gräfe *) nicht weniger als drei französische, eine italienische, eine englische, eine holländische, zwei lateinische und eine deutsche Uebersetzung. Der Lazarillo erschien gleichfalls in fast allen europäischen Sprachen.

Freilich waren dies nicht Uebersetzungen in unserm Sinne, bestrbt, das Original nach Form und Inhalt möglichst getreu wiederzugeben, es waren vielmehr zum größten Theile Bearbeitungen, die das Original durch moralisirendes und gelehrtes Beiwerk, wie es im Geschmacke des damaligen Publicums lag, erweiterten und mitunter recht abscheulich entstellten. Von diesen eng an die Vorlage sich anschließenden Bearbeitungen aber war nur ein Schritt zu den Originalwerken, welche die picarische Geschmacksrichtung außerhalb Spaniens, jedoch unter spanischem Einflusse hervorgebracht hat.

Da sind es nun vor Allem zwei Romane, ein französischer und ein deutscher, die wie erratische Blöcke sich in unsere Zeit herübergerettet haben aus der allgemeinen Sündfluth, die den größten Theil der contemporären literarischen Erscheinungen erbarmungslos verschlungen hat. Der Gil Blas von Le Sage und der Abenteuerliche Simplicissimus von Joh. Jacob Christoffel v. Grimmelshausen, sie beide gehen in letzter Linie auf den spanischen picarischen Roman zurück, sind aber so verschieden in ihrem Verhältniß zu diesem ihrem gemeinsamen Ausgangspunkt, daß sie wohl Niemand so leicht als leibliche Brüder erkennen würde.

Im Anhang zu seiner Uebersetzung des „Marcos Obregon“ von Vicente Espinel weist Tied Schritt für Schritt nach, wie Le Sage ganze Scenen und Capitel aus jenem Romane mit ganz geringen Veränderungen, die er nicht immer als Verbesserungen anzuerkennen geneigt ist, in seinen Gil Blas einfach herübergenommen hat. Wie sich der Simplicissimus zu seinem allfälligen spanischen Muster verhält, soll den Gegenstand der folgenden Zeilen bilden.

*) Allgemeine Literaturgeschichte.

Grimmelshausen hat den Guzman von Alfarache gekannt, das steht heute so ziemlich außer Zweifel. Im Jahre 1616 erschien nämlich zu München bei Nicolaus Heinrich, demselben Buchhändler, der vor neun Jahren Menhart's Bearbeitung des Lazarillo aufgelegt hatte, eine Uebersetzung der Vida y hechos del Picaro Guzman de Alfarache. Sie rührt von dem Jesuiten Megidius Albertinus, kurfürstlich bayerischem Secretär, her, der sich auch durch Uebertragung anderer spanischer Autoren, namentlich des Guevara, bekannt gemacht hat. Das Buch zerfällt in zwei ungleiche Theile, von denen der erste den eigentlichen Roman Aleman's enthält, der sogenannte „andere Theil“ aber, auf den wir unten nochmals zurückkommen werden, nichts als eine Zuthat des geistlichen Bearbeiters ist.

Acht Jahre darauf erschien dann zu Frankfurt am Main der „dritte Theil“ von einem gewissen Martinus Freudenhold, der uns sonst nirgends unter den Schriftstellern jener Zeit begegnet.

Im Originale schon finden sich ganz erhebliche Anläufe zu moralischen Betrachtungen, die, mit einer gewissen Gewandtheit geschrieben, den Eindruck auf die Leser jener Zeit, die an solchen Dingen Gefallen fanden, nicht verfehlten. Jene Discurse, wie sie der Spanier nennt, erweitern aber die Bearbeiter geradezu ins Maßlose und fügen sie an passenden und unpassenden Stellen ein. Diese Neigung theilt auch Grimmelshausen, aber er geht doch ein wenig vorsichtiger damit zu Werke: seine Discurse verlieren die eigentliche Handlung nie ganz aus den Augen und erzielen an manchen Stellen sogar vermöge ihrer drastischen Satire eine tiefere Wirkung. Einzelne Stellen allgemeineren Inhaltes nun hat Grimmelshausen wörtlich aus den Discursen des Guzman in der Bearbeitung des Albertinus entlehnt, hat es aber verstanden, sie im Zusammenhange ungleich wirkungsvoller anzubringen, so daß man unwillkürlich auf die Vermuthung käme, Albertinus habe den Grimmelshausen ausgeschrieben, und nicht umgekehrt, ließen nur die Jahrzahlen auf den Titelblättern überhaupt einen Zweifel aufkommen, denn der Simplicissimus erschien zum ersten Male im Jahre 1659, also ungefähr 30 Jahre nach dem Guzman von Megidius Albertinus.

Jene Stellen, die so unwiderleglich die Abhängigkeit Grimmelshausen's von spanischen Mustern darthun, *) enthalten mit Ausnahme einer einzigen unbedeutenden, satirische Ausfälle gegen Adel und Edel-

*) Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. XXII, S. 93 ff.

leute. Fassen wir damit jene Stelle, die wir eingangs aus dem Marcos Obregon herausgehoben haben, und die Figur des hungrigen Capitano spavente aus dem Lazarillo zusammen, so ergibt sich ein weiteres charakteristisches Merkmal des picarischen Romans, das in seiner Entwicklungsgeschichte, wie wir sie eingangs darzulegen versucht haben, begründet ist.

Der „seltsame Bagant“ nun, den uns Grimmesshausen vorführt, weist in der That so manchen Charakterzug auf, der ihn auf den ersten Blick als einen Verwandten des spanischen Picaro erkennen läßt. Auch er erzählt selbst seine Lebensschicksale, die ihn in alle Gaue seines Vaterlandes und ein gutes Stück über die Grenzen desselben hinausführen. Auch er beginnt seine Erzählung mit einer ironisch gehaltenen Schilderung der Familie, der er entstammt, der Umgebung, in der er seine erste Jugend verlebt hat. In zartem Alter, ehe er noch das Gute vom Bösen unterscheiden gelernt, wird er von seinen Eltern losgerissen. Unbeschützt und ungeleitet tritt er seine Wanderung in die weite Welt an. Was ihn da erwartet, ist der harte Dienst roher und grausamer Herren. Wie ein Beutestück wandert er aus einer Hand in die andere: zuerst dient er dem Gubernator von Hanau als Page und Hofnarr; in seiner Einfalt und Unschuld wird er von Allen gesoppt und mißhandelt, gewinnt aber durch diese die Gunst seines Herrn und ist auf dem besten Wege, eine liebevolle und menschenwürdige Behandlung zu erfahren, da wird er, während er sich eines Tages vor der Festung auf dem Eise tummelt, von einer „Partey“ Kroaten gefangen genommen und dem Obristen als Diener zugewiesen, dessen gesammten Hofstaat er repräsentirt. Er ist da hauptsächlich Koch, dann aber auch Stallmeister, Mundschenk und Lustigmacher in einer Person. Da es hier aber sehr wenig und mitunter gar nichts zu kochen gibt, wird er seines Handwerks gar bald müde und entwischt, sobald die Jahreszeit es gestattet, in den nächsten Wald. Nachdem er sich einige Zeit unter manchen Abenteuern im Walde herumgetrieben, wird er von einigen „Jouragierern“ aufgegriffen und ins Lager vor Magdeburg gebracht. Man präsentirt ihn sogleich dem Obristen, der ihn als Hofjunker behält. Dieses Leben bekommt er aber bald satt, entflieht in Weiberkleidern und dient einer Rittmeisterin als Magd. Auch das hält er nicht lange aus und ist froh, bei Gelegenheit der Schlacht von Wittstock aus seiner mißlichen Situation befreit zu werden. Nun fällt er einem Dragoner als Pferdejunge zu. Nachdem dieser sein Herr, der solid gelebt und sich von seinem Solde und seiner Beute so manchen blanken Ducaten er-

spart, das Zeitliche gesegnet, tritt Simplicius seine Erbschaft an, wird nun selbst Soldat, der gefürchtete Jäger von Soest, und die Zeit des Dienens, des Hungerns und Getretenwerdens hat sein Ende.

Ein spezifisch spanischer Charakterzug des picarischen Romans, der oben nur angedeutet werden konnte, ist folgender: der Picaro ist immer hungrig, denn er wird von seinem jeweiligen Herrn, der in der Regel ein arger Filz ist, in der Kost sehr knapp gehalten. Scenen von wahrhaft großartiger Ironie entstehen nun dadurch, daß der Herr in schwungvollen Worten die Mäßigkeit preist, der Diener aber daneben vor Hunger Grimassen schneidet und auf Streiche sinnt, wie er über die Speisekammer gelangen könnte.

Dieses Motiv begegnet uns nun gleichfalls im Simplicissimus, wiewohl es sich hier nicht so unangenehm breit macht wie bei den Spaniern: im 23. Capitel des dritten Buches verdingt sich der Held bei einem Advocaten zu Köln in die Kost. Das ist nun der spanische Filz wie er leibt und lebt. Er läßt sich's nicht gereuen, selbst auf den Markt zu gehen und das um billiges Geld zu kaufen, was die Fischer eben wegzuworfen im Sinne hatten. Mit diesen Abfällen speist er seine Kinder und seine Kostgänger, deren er eine große Zahl hält, und kratzt sich hinter den Ohren, wenn sie selbst damit „recht füttern“. Bei dieser Gelegenheit erzählt Simplicius zwei echte Picarostreiche, die seinem geizigen Kostherrn gespielt werden: „Einstmals brachte er sechs Pfund Sulze oder Rinderkutteln heim; das setzte er in seinen Speisekeller, und weil zum großen Glücke seiner Kinder das Tagesfenster offen stand, so banden sie eine Eßgabel an einen langen Stecken und angelten damit alle Kuttelflecke heraus, welche sie alsbald und nur halb gekocht in großer Eile verschlangen. Hierauf gaben sie vor, die Kaze hätte es gethan. Aber der Erbsenzähler wollte es nicht glauben, sondern nachdem er lange deswegen im Hause herumrumort hatte, fing er die Kaze, wog sie und befand, daß sie mit Haut und Haar nicht so schwer war, als seine Kutteln gewesen.“ Das andere Mal brachte ihm einer seiner Klienten einen Hasen zur Verehrung; statt ihn aber seinen Kostgängern vorzusetzen, schickt ihn der Filz auf den Markt, um ihn zu verkaufen. Simplicius, der dem Hasen daheim ein Stückchen vom Ohre abgeschnitten, schickt dem Unterhändler einen Helfershelfer damit nach. Der behauptet, der Hase sei gestohlen und weist sich mittelst des Stückchens, das genau in die Ritze paßt, als den Eigenthümer aus; Simplicius aber schickt den Hasen nach Hause, und der alte Filz muß ihn nun selbst zubereiten lassen.

Hier fehlt denn auch nicht am Schlusse des Capitels jenes schadenfrohe Händereiben, mit dem der Picaro die Folgen seines Streiches betrachtet und sich den ergatterten Bissen schmecken läßt.

Auch Grimmelshausen's Held zieht sich ferner am Schlusse seiner Laufbahn aus dem Getriebe des Weltlebens zurück. Auch ihn treibt es aber bald wieder aus seiner Einsamkeit aufs neue in die weite Welt hinaus, er begiebt sich wie Guzman auf eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Auf seiner Seefahrt wird er nach Alexandrien verschlagen. Er fährt den Nil hinauf nach Kairo und beschreibt, was er da Merkwürdiges gesehen. Auf einem Ausfluge nach der Todtenstadt geräth er dann in die Gefangenschaft der Türken: lauter Züge, die aus Freudenhold's Fortsetzung zum Guzman entlehnt sind.

Soweit nun jene mehr oder weniger äußerlichen Merkmale in Betracht kommen, die wir im Vorstehenden kurz zusammenzufassen versucht haben, war es Grimmelshausen allerdings gelungen, den picarischen Roman in deutschen Boden zu verpflanzen. Allein der deutsche Himmel sagte der Eigenart des Fremdlings aus dem Süden nicht zu. Er sog mit seinen Wurzeln Nahrung aus deutscher Erde und wurde dadurch unvermerkt zu etwas Anderem, als er in seiner spanischen Heimath gewesen war.

Was den Simplicissimus aus dem Vaterhause forttreibt, ist nicht eigene Wanderlust oder die Unfähigkeit seiner Eltern, ihn länger zu erhalten, es ist der Krieg, und dazu der 30jährige Krieg mit all seinen Greueln und Schrecken. Seine Lämmer weidend, singt er zu seiner Sackpfeife ein Lied zum Preise des friedlichen Ackerbauers, um den bösen Wolf zu verscheuchen; da erfaßt ihn die Woge des Krieges, die ab und zu auch in das einsame Thal des Speffart schlägt, und schleudert ihn hilflos hinaus in den wilden Wald. Der 30jährige Krieg bildet von da ab den Hintergrund, von dem sich die ganze folgende Handlung abhebt, ohne jedoch in ihm aufzugehen. Das Soldatenleben jener Zeit in seiner entsetzlichen sittlichen Verrohung, die sich nicht begnügt, den Leib des verhassten Feindes mit den ausgesuchtesten Martern zu peinigen, sondern gebliffentlich auch seine Seele zur Hölle zu schicken trachtet, das Kriegsglück in seiner Unbeständigkeit, die Figur des Soldaten der Fortuna, der es vom Troßbuben zum Officier gebracht hat, des Bauern, der von den Soldaten geplündert und verjagt, zum Schelmen wird, der „Orden der Merode-Brüder“, der sich wie ein Heuschreckenschwarm auf die Gegend stürzt, das „auf Partengehen“, und wie die Plagen heißen mögen, mit denen der Krieg das Land überschwemmt hat — alles das

weiß Grimmelshausen mit einer Lebendigkeit vor unsere Blicke zu zaubern, die uns mitunter einen gelinden Schauer entlockt. So konnte nur Jemand schildern, der selbst in jener Zeit die Muskete getragen und all die Greuel miterlebt und angesehen. Die Roheit, in die der sociale Verkehr während und infolge des Krieges versunken war, bot zahlreiche Anknüpfungspunkte an den Grobianismus des 16. Jahrhunderts, die Grimmelshausen an mehreren Stellen aufgegriffen hat. Der Krieg, der so Manchen in seiner friedlichen Beschäftigung gestört und von Haus und Hof vertrieben hatte, war es auch, der jene abenteuerlichen Existenzen ins Leben gerufen, die noch lange nachher alle Gaue des deutschen Vaterlandes unsicher machten, denn die poesieumwobene Zeit der Fahrenden des Mittelalters war längst vorüber, die fahrenden Schüler der Humanistenzeit aber hatte der Krieg verschleucht oder unter die Fahnen gedrängt. Ein Bauer, der Simplicius im Walde begegnet und ihn nach seiner Kleidung für einen fahrenden Schüler hält, ruft frohlockend aus: „Gott sei Dank, der Krieg ist aus, die Schüler beginnen wieder zu fahren.“

Mitten im 30jährigen Kriege nun, in der Zeit der größten Zerspaltung und Demüthigung seines Vaterlandes, die er so ergreifend zu schildern weiß, träumt Grimmelshausen den Traum von Deutschlands Einigkeit und Weltherrschaft. Mit einer Ironie aber, die an Cervantes gemahnt, legt er seine erhabensten Gedanken einem Narren in den Mund, den Simplicius auf einem Streifzuge gefangen genommen hat. Der „Erzphantast, der sich überstudirt und sonderlich in der Poeterei gewaltig verstiegen hatte“, hält sich für den Gott Jupiter. Entsetzt über die Laster der Welt, will er, wie es im Rathe aller Götter beschlossen worden, das Menschengeschlecht wie zu Nyktaon's Zeiten durch eine Fluth vom Erdboden vertilgen,*) aber ohne die Guten zugleich mit auszurotten. Simplicius, den er seinen lieben Ganymed nennt, zeigt ihm die Unausführbarkeit dieses Vorhabens. Nun

*) Vielleicht schwebte Grimmelshausen bei der Schöpfung dieser originellen Figur ein „Discurs“ des Regibius Albertinus vor. Im IV. Capitel des ersten Theiles „discutirt Guzman artlich von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit der Menschen . . .“: „Darüber erzürnte Jupiter sich, beruffte alle andern Götter zusammen, erzählte von ihnen die böse correspondenz und Undankbarkeit der Menschen . . . begerte deswegen von ihnen, daß sie ihm ihre Meynung und guten Rath geben solten, was er mit ihnen anfahren möchte? . . . Gleichwol waren auch andere Götter vorhanden, welche . . . vermeynten, daß das Verbreehen der Menschen wider den höchsten Gott Jupiter unentlich were. Uns gedünckt (sprachen sie) daß man das gantze Menschliche Geschlecht zerstören und gar vertilgen solle.“

schildert der Narr in apokalyptischer Manier den Helden, den er ausfenden will, Deutschland groß und mächtig zu machen und der Welt den heißersehnten Frieden zu bringen: Die Heiden sollen sich vor seinem Schwerte beugen, die christlichen Könige Europas werden aus freien Stücken kommen, um ihre Länder aus seiner Hand als Lehen zu empfangen, er wird alle religiösen Streitigkeiten beilegen und das reine Christenthum herstellen, das weder Katholicismus noch Protestantismus sein soll. Dann wird ein ewiger Friede sein zwischen allen Völkern der Welt. Er selbst, Jupiter, will dann die griechische Sprache verschwören und nur deutsch reden. — Rings um ihn aber heult die Kriegsjurie, schwedische, spanische und kroatische Truppen überschwemmen das Land, und die religiösen Parteien befehlen sich bis aufs Messer. Der Gewalt der tragischen Ironie, die sich in dieser Situation ausspricht, wird sich wohl nicht leicht etwas an die Seite stellen.

So gestaltet sich der „Abenteuerliche Simplificissimus“ zu einem lebensvollen, farbenjatten Gemälde des 30jährigen Krieges, dem gegenüber alle anderen Motive zurücktreten und verblaffen. Im Mittelpunkte dieses Gemäldes aber steht die Figur des Abenteurers, auf den der Erzähler alle Lichtstrahlen zu concentriren verstanden hat.

Solch ein bedeutender Hintergrund mangelt dem picarischen Romane vollständig. Nirgends findet sich da ein Anklang an die Strömungen, die seine Zeit bewegen, nirgends eröffnet sich in dem beschränkten Gesichtskreis des Helden ein freierer Ausblick: seine eigene Person ist dem *Picaro* das Alpha und Omega, *ubi bene, ibi patria* ist sein Grundsatz. Der spanische Roman gleicht hierin jenen alten Gemälden ohne Perspektive auf dem ewig gleichen Goldgrunde.

Bei all der Roheit ferner, die wir auf Rechnung der Zeit und der Umgebung schreiben müssen, zieht uns im *Simplificissimus* ein sittlicher Ernst und eine Gemüthstiefe mächtig an, die der Deutsche in seinen Stoff hineingetragen hat und die wir bei seinen fremden Vorbildern ganz vergeblich suchen. Den Geist desjenigen spanischen Romans, der für Grimme'shausen von so entscheidendem Einflusse geworden ist, charakterisirt Ticknor*) mit folgenden Worten:

„Der *Guzman von Alfarache* zeichnet sich durch lange Sittenlehren aus, welche häufig vorkommen und mit großer Sorgfalt und viel Scharffinn geschrieben sind. Sie wurden sehr bewundert und haben

*) Georg Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius. Leipzig 1852. II. Bd., S. 216.

das Buch vor dem Tadel der geistlichen Behörde beschützt, dem es sonst wohl schwerlich entgangen sein würde. Dies ist aber nicht der wahre oder mindestens nicht der Hauptcharakter dieses Romans. Er ist besonders deshalb merkwürdig und anziehend, weil er uns im Gewande jener Zeit das Leben eines sinnreichen, verschlagenen Spitzbuben zeigt, dem es niemals an Auswegen fehlt, der sich beträgt und von sich redet, als ob er ein ehrlicher und achtungswerther Mann sei und der manchmal zur Messe geht und betet, ehe er irgend eine außerordentliche Spitzbüberei anfängt, gleichsam um dadurch selbige noch auffallender und glänzender hervortreten zu lassen. Dieses Buch ist also so weit davon entfernt, ein sittliches zu sein, daß es mielmehr ein sehr unsittliches genannt werden muß, und Le Sage hat ganz im Geiste des Verfassers geredet, als er, im folgenden Jahrhundert eine neue französische Uebersetzung unternehmend, sich rühmte, er habe es von seinen überflüssigen sittlichen Betrachtungen gereinigt.“

Diese scharfe Ironie, in der sich der Spanier so sehr gefällt, hat Grimmelshausen in das gerade Gegentheil verkehrt. Wie rührend ist Simplicissimus in seiner frommen Einfalt, mit der er das Treiben der Menschen um sich her betrachtet. Wie ein Fremdling aus einer anderen Welt wandelt er anfangs unter ihnen. Allmählich erst wird er hineingezogen in das Getriebe des Weltlebens, Versuchungen, denen er nicht gewachsen ist, treten an ihn heran, und ehe er sich's versieht, ist seine Unschuld verloren, er ist gerade so geworden, wie alle die Anderen um ihn her. Die Reue, die ihn bei dieser Wahrnehmung erfaßt, ist eine aufrichtige, innerliche, nicht eine gleißnerische wie die des Guzman. Simplicius bleibt Zeit seines Lebens eine ehrliche Haut, sein Gewissen tritt ihm hemmend in den Weg, wenn er ja einmal einen nichtsnußigen Streich auf Kosten seiner Mitmenschen ausführen will.

An einer Episode namentlich läßt sich so recht der Unterschied zwischen dem Geiste des spanischen und des deutschen Romans zeigen:

Auf seiner Pilgerfahrt nach Einsiedeln wird Simplicius in Schaffhausen von einem ehrlichen wohlhabigen Bürger gastlich aufgenommen und dem Spott der Straßenjugend entzogen; durch einen Zufall geräth dieser auf den Gedanken, daß sich sein Gast auf manche geheime Kunst verstehen müsse und fordert — bezeichnend für seine Zeit — mit vielem Ungestim ein Mittel, das ihn „fest“ mache. Um ihn los zu werden, giebt ihm Simplicius einen Zettel mit laudermelischen Worten und wandert, von seinem Danke begleitet, fürbaß.

Bis hieher gleicht das Ding auf ein Haar dem Schelmenstreiche eines spanischen *Picaro*. Nicht so, was folgt:

Raum ist *Simplicius* eine Strecke gewandert, so fällt es ihm schwer aufs Herz, daß der Mann, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, sich im Vertrauen auf das Mittel unvorsichtig in eine Gefahr begeben und darin umkommen könnte. Sobald er daher in die nächste Herberge kommt, schreibt er ihm einen Brief, bedankt sich nochmals für alles Gute, das er in seinem Hause genossen, erklärt ihm, daß er, wenn er von Jedem der undeutschen Worte, die gar keine besondere geheime Kraft hätten, dem mittleren Buchstaben herausnehme, den Satz erhalte: „Steh an ein Ort, da Niemand hinscheißt, so bistu sicher,“ und räth ihm, sich Gottes Schutz zu befehlen, der allein beschützt, welchen er will.

Das wäre einem *Lazarillo*, einem *Guzman* nimmer eingefallen: er hätte sich ins Fäustchen gelacht und den Geprellten ruhig seinem Schicksale überlassen.

Nicht anders verhält es sich mit der katholisirenden Tendenz, die im *Simplicissimus* wie im *Guzman* an mehreren Stellen offen zu Tage tritt und in dem Uebertritte des Helden zur katholischen Kirche gipfelt.

In einem Werke der spanischen Literatur aus der Zeit *Philipp II.* und seiner Nachfolger kann uns diese Erscheinung nicht befremden, tragen doch die Originalausgaben des „*Guzman*“ am Schlusse des Bandes die Approbationsformel: „*Infrascriptus legi Libros del Picaro Guzman de Alfarache, in quibus nihil reperi quod Catholicae Fidei adversetur quare eosdem utiliter imprimi posse censeo.*“ Im *Simplicissimus* dagegen ist sie viel tiefer begründet: Wir können mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Autor hier ein wichtiges und bedeutsames Capitel aus seinem eigenen Leben in sein Werk verwoben hat, denn so manche Stelle aus seinen übrigen Werken läßt deutlich seine Hinneigung zum Katholicismus erkennen, ja es rührt von seiner Hand — freilich aus späterer Zeit — eine Schrift, die den viel sagenden Titel führt: „*Simplicii, Angeregte Ursachen, Warum er nicht Catholisch werden könne?*“ Von *Bonamico* in einem Gespräch widerlegt.“

Bestimmtes läßt sich freilich hierüber bei dem Umstande, als wir über das Leben *Grimmelshausen's* nur sehr wenig unanfechtbare Nachrichten haben, nicht sagen. So viel erhellt jedoch zur Genüge aus seinen Schriften, daß er weder dem einen, noch dem anderen Bekenntnisse mit fanatischem Eifer anhing, „er dachte vielmehr

sehr frei über die beengenden Confessionen und stellte sich über sie, indem es ihm genügte, ein Christ zu sein.“*)

Wenn nun Simplicius trotz der freudelosen Jugend, die er hinter sich hat, trotz der Mißhandlungen und Entbehrungen, die er erdulden mußte, nicht wie der spanische Picaro ein Schelm wird, dem nichts mehr heilig ist, der mit Wollust seine Mitmenschen peinigt, so verdankt er dies seiner Erziehung bei dem Einsiedel, der sich seiner angenommen, als er vor den Soldaten, die sein Vaterhaus plünderten, fliehend hilflos im Walde umherirrte. In diesem Aufenthalte im Walde liegt ein Schwerpunkt, der sich durch den ganzen Roman hindurch geltend macht. Er bietet dem unsteten und rastlosen Abenteuerer einen moralischen Halt, eine Stütze, an der er sich immer wieder aufrichtet, wenn er einmal gefallen ist. Die ehrwürdige Gestalt des Einsiedels mit seinen liebevollen Ermahnungen tritt vor seine Seele, Thränen entstürzen seinen Augen, und in diesem Momente ist er fest entschlossen, ein neues Leben zu beginnen. In seinem Verhältnisse zu dem Einsiedel kommt die ganze Fülle des deutschen Gemüthes zum Durchbruch. Scenen von so ergreifender Sentimentalität, wie der Abschied des Einsiedels von Simplicius, sind dem picarischen Romane völlig fremd.

Der Einsiedel ist allerdings auch eine typische Figur des spanischen Romans, er ist eine specifisch katholische Erscheinung. Aber wie alles, was im Entferntesten an Moral erinnert, so ist auch er eine rein äußerliche That, die sich gewissermaßen von selbst losschält. Im Guzman des Albertinus z. B. tritt ein Einsiedel auf, aber nicht wie im Simplicissimus am Beginne, sondern am Schlusse der Laufbahn des Helden: nachdem Guzman seine dreijährige Galeerenstrafe, zu der er vom Galgen begnadigt worden war, abgebüßt hat, irrt er einsam in einem Walde und bricht in Klagen über die Schwachheit des Menschen im Guten aus, die entfernt an die Betrachtungen erinnern, die Simplicissimus anstellt, bevor er der Welt sein spes et fortuna valet zruft. Auf seine Frage: Was soll ich nun beginnen? hört er plötzlich eine Stimme hinter sich: „ad poenitentiam eas“, und wie er sich umsieht, gewahrt er die Gestalt eines Einsiedels. Guzman fragt erstaunt: Was ist das poenitentia? Und nun liest ihm der Einsiedel ein dogmatisches Privatissimum über das Sacrament der Buße, wie man es etwa von dem Ratheder eines Jesuitencollegiums hören konnte. Zum Schlusse räth er ihm, eine Wallfahrt nach dem

*) Buch III, Cap. 5, 20.

heiligen Grabe zu unternehmen. Dabei zählt er die unterschiedlichen „Requisiten“ auf, die ein Pilger haben müsse, als da sind: Mantel, Stab, Tasche u. s. w. und deutet sie auf moralische Eigenschaften aus. Damit ist aber auch seine Mission erschöpft, und Guzman nimmt leichten Herzens von ihm Abschied. In der ganzen Figur ist nicht die leiseste Spur einer Individualität wahrzunehmen, ein Katechismus, der dem Helden in die Hand gekommen wäre, hätte genau denselben Dienst gethan. Nichtsdestoweniger bildet diese Begegnung mit dem Einsiedel in der Bearbeitung des Megidius Albertinus den „zweiten Theil“, der dem ersten Theile, dem eigentlichen Romane, an Umfang nicht um Vieles nachsteht.

Wie groß der Schritt von einer solchen rein schematischen Figur, wie sie hier vorgebildet war, zu dem Einsiedel ist, der in dem unverdorbenen Gemüth des Knaben Simplicius einen so unauslöschlichen Eindruck zurückläßt, wird nach dem Geschilderten sofort klar. Wenn nun Grimmelshausen diese Wirkung noch durch den geheimnißvollen Zug des Blutes verstärkt, wenn es sich zum Schlusse herausstellt, daß der Einsiedel, der sich des Knaben so liebevoll angenommen hatte, ohne seine Herkunft zu kennen, sein leiblicher Vater war, so ist dies ein Tribut, den der Schriftsteller dem Geschmacke seiner Zeit gezollt hat. Unzählige Male kehrt in den Romanen eines Philipp v. Zesen, eines Heinrich Anselm v. Ziegler und Anderer das Motiv wieder, daß Kinder in niedrigem Stande aufwachsen und später erst ihre hohe Abkunft erfahren und Eltern und Verwandte wiederfinden.

Werfen wir endlich, um unsere Betrachtung abzuschließen, einen Blick auf die Composition des Ganzen. Vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet, läßt diese Manches zu wünschen übrig. Aber Grimmelshausen hat neben den künstlerischen Interessen auch andere: er will Thorheiten und Laster seiner Zeit sowohl als des Menschengeschlechts überhaupt an den Pranger stellen und der Verachtung preisgeben. Lassen wir diese gelten, so müssen wir zugeben, daß das Ganze, wenigstens soweit die ersten fünf Bücher in Betracht kommen, nach einem wohlbedachten Plane angelegt ist. Es steht keine Scene da, die nicht eine bestimmte Absicht hinter sich hätte oder sich nicht als ein nothwendiges Glied im Gefüge des Ganzen darstellen würde. So können wir hier allerdings in gewissem Sinne von einer fortschreitenden Entwicklung sprechen, im Gegensatz zum Lazarillo, Guzman oder Marcos Obregon, in denen man alle Capitel zwischen dem ersten und letzten beliebig permutiren kann, ohne daß dadurch dem Ganzen ein besonderer Eintrag geschähe.

Wir können, namentlich in den ersteren Partien, den Absichten des Verfassers auf Schritt und Tritt nachgehen: in der Einsamkeit des Waldes, abseits von dem Getriebe der Welt verlehrt Simplicius seine erste Jugend; die Erziehung, die er bei dem Einsiedel erhält, ist nicht dazu angethan, ihn mit dem Leben und was drum und dran ist vertrauter zu machen. Auf diese Weise in und mit der Natur, unberührt von dem verpesteten Hauche der Cultur aufgewachsen, wird er nun plötzlich nach dem Tode seines Erziehers aus seiner Einsamkeit mitten in das Leben und Treiben seiner Zeit hinausgeschleudert. Ihm können nun alle jene Verkehrtheiten und Verwirrungen auffallen, die von den anderen Menschen gar nicht mehr als solche empfunden werden, weil sie dieselben gewissermaßen schon mit der Muttermilch eingesogen haben.

In der Folge will man ihn durch verschiedene Mittel seines Verstandes berauben und in seinem Bewußtsein in ein Kalb verwandeln, ein Streich, von dem sich der Veranstalter manchen rohen Spaß verspricht. Simplicius macht gute Miene zum bösen Spiel, betrachtet seine Umgebung mit den Augen eines Thieres, und Gebrechen, die dem ganzen Menschengeschlecht anhaften, sind es nun, über denen er die Geißel seiner Satire schwingt. Was sich die Thiere denken müßten, wenn sie das Treiben der Menschen mit vernünftigen Augen betrachteten, das ist ein Motiv, das in der satirischen Literatur aller Völker wiederkehrt, es ist nichts weiter als eine Potenzirung jenes ersteren.

Personen, die in dem spanischen Romane auftreten, verschwinden, sobald sie die Rolle, die ihnen in dem einzelnen Streiche zugebach ist, ausgespielt haben, auf immer aus dem Gesichtskreis des Helden; fast nie begegnet ihm auf seinem späteren Lebensweg ein Mensch wieder, mit dem er früher einmal, sei es im Guten oder Bösen, zu thun gehabt. Den Simplicius dagegen begleiten, wie ein guter und ein böser Dämon an seiner Seite wandelnd, Herzbruder und Olivier durch das Leben. Ab und zu verschwinden sie zwar vom Schauplatze, steigen aber im entscheidenden Augenblick wie aus einer Versenkung empor und greifen mächtig in sein Schicksal ein. Sie streiten um seinen Besitz, bald hat ihn der Eine, bald der Andere völlig in seiner Gewalt: so verkörpern sie das gute und das böse Princip, die beiden Seelen, die in der Brust des Helden um die Herrschaft ringen, bis der milde fromme Herzbruder die Oberhand gewinnt, und Simplicius, reuevoll seinem früheren Leben entsagend, sich von der Welt zurückzieht. Dieser Sinn liegt also darin, wenn der Dichter die Beiden auch äußerlich zu einander in Gegensatz bringt, wenn Herzbruder durch Olivier's Ränke

aus seiner Stellung verdrängt, von der Seite seines kaum gewonnenen Freundes gerissen und in das wilde Treiben des Kriegslebens hinausgeschleudert wird. Es ist derselbe Gedanke, den einmal später Voltaire in einer seiner contes philosophiques, le blanc et le noir, in allegorischer Weise zum Ausdruck gebracht hat.

Daß wir auf diese Weise eine Ausdeutung jener scheinbar so einfachen Begebenheiten versuchen konnten, dazu ermächtigt uns der Autor selbst, wenn er in seiner treuerherzigen Weise versichert: „... läßt sich aber in dessen ein und anderer der Hülsen genügen und achtet der Kern nicht, die darin verborgen stecken, so wird er zwar als von einer kurzweiligen Histori seine Zufriedenheit: Aber gleichwohl dasjenige beyweitem nicht erlangen, was ich ihn zuberichten eigentlich bedacht gewesen.“

* * *

Grimmelshausen selbst hat, wie wir mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthen können, von frühester Jugend an als Soldat im 30jährigen Kriege mitgekämpft. So manches Abenteuer, das er da erlebt, so mancherlei Gedanken und Beobachtungen, die sich ihm aufdrängten, hatte der junge Soldat vielleicht aufgezeichnet. Aber alles das war so grundverschieden von dem, was er in der Literatur als bewunderte Muster vor sich sah, daß er es nicht wagte, seinen Aufzeichnungen künstlerische Gestaltung zu verleihen. In späteren Jahren fielen ihm dann vielleicht die Bücher des Albertinus und des Freudenhold in die Hand. Hier fand er einen, wenn nicht gleichen, doch sehr ähnlichen Stoff literarisch bearbeitet, und nun „staffirte“ er seinen Simplicissimus auf diejenige Weise aus, wie er es hier gesehen. So ungefähr können wir uns die Stellung vergegenwärtigen, die Grimmelshausen persönlich seinen Mustern gegenüber einnahm.

In seiner Geschichte der deutschen Literatur zieht Wilhelm Scherer eine wunderschöne Parallele zwischen Simplicius und Parcival, und an anderer Stelle vergleicht er den Parcival Wolfram's mit seiner romanischen Vorlage, dem „Percevel“ des Chrestien von Troyes. Was er da von dem Verhältniß des deutschen Dichters zu seinem französischen Vorbilde zu berichten weiß, das können wir auch im Großen und Ganzen auf das Verhältniß Grimmelshausen's zu dem spanischen Autor übertragen, es läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Vertiefung in jeder Richtung. Naiv und sentimentalisch, romantisch und classisch, objectiv und interessant, oder in welche Formel man sonst noch den

Geist jenes ewigen Dualismus bannen möge, in dem Verhältniß des deutschen Dichters zu seiner romanischen Vorlage kommt er voll zum Ausdruck: mag der Fremde mit noch so viel objectiver, plastischer Kunst erzählen, der Deutsche wird sentimental, er trägt sein eigenstes Wesen in seinen Stoff hinein und gestaltet ihn von innen heraus um.

Wenn nun Koberstein von dem *Simplicissimus* sagt, er sei nicht „auf Schriftmuster gebaut“, so müssen wir nach dem Resultate unserer Untersuchung erwidern, der *Simplicius* ist allerdings auf Schriftmuster gegründet, aber — werden wir hinzufügen müssen — er erhebt sich über diesen wie eine deutsche Burg auf den Grundmauern eines römischen Castells.

* * *

Bewegte Zeiten, Zeiten politischer Trübung und Gährung sind es fast ausschließlich, in denen Abenteuerfiguren im Leben wie Pilze aufschließen. Solcher Zeiten bedarf es aber auch, um diesem Typus in der Literatur ein Dasein zu sichern. Die Form des Abenteuerromans war allerdings, wie wir gesehen haben, aus dem Spanischen überkommen, der 30jährige Krieg aber, der Zerfallsproceß des Deutschen Reiches, hatte ihr Seele und Leben eingehaucht. So war der deutsche *Simplicissimus* entstanden. Kaum aber hatte im Westen Mitteleuropas der Kampf ausgetobt, begann es sich im Osten zu regen: der Bildungsproceß des Kaiserstaates Oesterreich hatte seinen Culminationspunkt erreicht, die letzten großen Anstrengungen wurden unternommen, die Länder der Stephanskronen dauernd der Pforte zu gewinnen.

Mitten in diese Zeit nun führt uns der Ungarische oder Dacianische *Simplicissimus*, eine jener zahlreichen Nachahmungen, die sich in der Folge der Figur des Landstörzers bemächtigten, die Grimmshausen mit solchem Glück in die deutsche Literatur eingeführt hatte. Er ist im Jahre 1683, dem Jahre der Belagerung Wiens durch die Türken, wahrscheinlich in Breslau ohne Angabe eines Verfassers erschienen. Die Wiener Hofbibliothek verwahrt ein sehr schön erhaltenes Exemplar desselben, dessen vollständiger Titel lautet: „Ungarischer oder Dacianischer *Simplicissimus*, vorstellend seinen wunderlichen Lebenslauff vnd sonderliche Begebenheiten gethaner Reisen, nebenst wahrhafter Beschreibung dess vormals in Flor gestandene und öftters verunruhigten Ungarlands. Sodann dieser Ungarischen Nation ihrer Sitten, Gebräuch, Gewohnheiten und führenden Kriege, sambt dess Grafen Tekely Herkommen und biss auf jetzige Zeit

verloffenen Lebenslauff Denckwürdig und lustig zu lesen. Herausgegeben von gedachtem Dacianischen Simplicissimo." Interessante Culturbilder sind es vor Allem, die wir in dem unscheinbaren Büchlein zu schätzen haben. Der Erzähler schildert offenbar wie Grimmshausen aus eigener Anschauung, und das verleiht seiner Schilderungen Farbe und Leben. Fast niemals ist er genöthigt, zu dem bedenklichen Auskunftsmittel des „Discurses“ zu greifen, wenn er uns fremde Dinge und Zustände vor Augen führen will; in ungezwungener, fließender Erzählung trägt er seine reichen Erfahrungen und Beobachtungen vor und weiß auch bei der einfachsten Beschreibung unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Völl köstlichen naiven Humors ist z. B. Seite 84 seine kurze Charakteristik der Ungarn: „Die Ungarn reisen nit viel, darum sie dann ihre Sitten und Gebräuch vor die besten halten, und sind allen anderen Nationen und sonderlich den Deutschen feind und lassen ehender die Köpfe, ehe sie sich von andern Nationen regulieren ließen.“

Das Buch wimmelt ferner von slavischen, türkischen und magyrischen Wörtern und Redensarten, die aber immer mit Verständniß angebracht sind und zeigen, daß der Verfasser dieser Sprachen wirklich wenigstens zum Theile mächtig war. Sie sind in der Regel phonetisch nach deutscher Orthographie geschrieben, ein Beweis, daß er die Sprachen im Lande selbst, durch mündliche Ueberlieferung gelernt. Im Ungarischen z. B. gebraucht er auch vor consonantisch anlautenden Wörtern consequent den Artikel az (den er übrigens as schreibt) statt a. Mitunter passirt es ihm sogar, daß er ein ungarisches Wort für ein türkisches nimmt und umgekehrt, immer aber in der richtigen Bedeutung, ein Versehen, das bei der nahen Verwandtschaft dieser beiden Sprachen leicht zu verzeihen ist. Wie so manches Andere in dem Buche werden wir es auch auf den Verfasser selbst zu beziehen haben, wenn er Seite 138 seinen Helden erzählen läßt: „Da kautermelichte ich abermal Ungarisch und verehrte ihm das Pferd, sagend, das es seiner Persohn zu reiten als meiner Kleinheit besser anstünde, indem ich so redete, wurde eine grosse Stille, und darauf ein überauß fröhliches Gelächter, weil niemand auß meinem visirlichen Ungarisch reden, so ich erst lernet, abnehmen konnte, was ich wollte.“

Der Eingang der Erzählung ist etwas typisch, er erinnert stark an Lazarillo: im siebenten Jahre seines Alters sterben Simplicissimus' beide Eltern, und ein entfernter Verwandter nimmt ihn zu sich, der ihn in der Kost sehr knapp hält. In seinem Heißhunger benagt Sim-

plicissimus oder Dickkopf, wie er gewöhnlich genannt wird, alles, was ihm nur einigermaßen genießbar erscheint. Von seinem Kostherrn eines Tages in die Apotheke geschickt, ein Burgiermittel zu holen, verschlingt er eine der beiden Pillen, die er erhält, und eine tüchtige Tracht Prügel ist nebst den anderen üblen Folgen der Lohn für seine „Raschhaftigkeit“. Von seinem Spielgefährten Stänzel wird er nun angeleitet, auf dem Markte kleinere Dinge zu stehlen und sie für Brot oder Obst einzutauschen. Anfangs will es nicht recht von statten gehen, er wird bei der That ertappt, bald aber übertrifft er seinen Lehrmeister. Bei einem besonders kühnen Diebstahl wird er festgenommen und zu seinem Wette gebracht. Der Wette und die Waise prügeln nun den armen Sünder dergartig, daß er in einer Ohnmacht seinen Geist aufzugeben droht. Kaum hergestellt von dieser barbarischen Züchtigung, flieht er darum das Haus seiner Verwandten und schlägt sich als Hirtenbub, Gartenwächter u. dgl. durchs Leben. Bald aber kehrt er als verlorener Sohn zurück und wird nun etwas besser gehalten und sogar in die Schule geschickt, weil man sich vor den Nachbarn schämt, ihn so sehr vernachlässigt zu haben. Kurz darauf sterben aber Wette und Waise nacheinander und Simplissimus wird in das Waisenhaus seiner Vaterstadt Breslau aufgenommen. In seinem vierzehnten Jahre wird es ihm aber in den Mauern des „Hospitals“ zu enge, er begiebt sich zu seinem Bruder, der in den Diensten eines polnischen Edelmanns steht. Hier wird er Schreiber und weiß sich die Gunst seines Herrn zu gewinnen. Galante Abenteuer und sein Glaubensbekenntniß — er ist evangelisch — nöthigen ihn, diese kaum gewonnene Heimstätte wieder zu verlassen; er zieht mit einer Schaar fröhlicher Studenten über den Jablunkapaf nach Oberungarn. Das Gebirge wimmelt von Räubern. Vor dem Uebergange des Passes sammelt sich eine große Gesellschaft, an die 200 Köpfe stark, darunter ein Edelmann in Begleitung von 20 berittenen Knechten — nicht aber um den Räubern kräftigen Widerstand leisten zu können, sondern damit auf den Einzelnen ein geringerer Bruchtheil von der Summe entfalle, die man den Räubern für freies Geleite zahlen muß. In den blühenden deutschen Städten Oberungarns schlägt sich nun Simplissimus als fahrender Schüler schlecht und recht durchs Leben. Ein Pfarrer giebt ihm Empfehlungen an den in der nächsten Stadt, der verschafft ihm Informationsstunden, verwendet ihn zu Meßnerdiensten u. dgl. Unser Held ist ein scharfsichtiger Beobachter und weiß in großen Zügen Land und Leute trefflich zu charakterisiren. Mit einer gewissen Vorliebe sucht er die Ortsnamen durch drollige Volksetymologien zu erklären. Fast überall

weiß er eine Anekdote zu erzählen, die der Stadt oder dem Dorfe den Namen gegeben haben soll.

Eine Episode aus seinen Wanderungen in den Karpathenländern ist für uns von besonderem Interesse: in der Nähe der Stadt Keefsmarkt wohnt ein Schulmeister, der sich eine Art Gewerbe daraus macht, die Leute gegen Bezahlung auf den „Großvater“, einen hohen Berg in der Nähe der Stadt, zu führen, also ein Bergführer in unserem Sinne. Simplicissimus mit einer munteren Schaar rüstiger Wandergegnossen nimmt seine Dienste in Anspruch. Die Partie wird auf drei Tage festgesetzt. Man rüstet sich mit Steigeisen, Seilen und dem nöthigen Proviant aus. Unter manchen Beschwerden und Gefahren wird der höchste Gipfel erklimmt. Die erhabene Schönheit der Hochgebirgsnatur reißt die empfänglichen Gemüther zu andachtsvoller Bewunderung hin. Bevor man von dem Gipfel scheidet, wird ein Pergamentstreifen mit dem Datum und den Namen in einer Blechbüchse unter einem Steinhaufen verwahrt. Ueberwältigt von der Großartigkeit des Anblicks läßt sich nun Simplicissimus zu der naiven Behauptung verleiten, „Dieses Carpatische Gebürg“ sei „weit höher als das Schweizerische, Tyroler- und Steyermärker-Gebürge“, das er offenbar niemals gesehen hat.

Hier finden wir also ungefähr ein halbes Jahrhundert, bevor Albrecht von Haller seine „Alpen“ schrieb, touristische Neigungen in einem Gebiete, das heute ziemlich abseits von den Zielen der Hochtouristik gelegen ist.

Nach mancherlei Schicksalen kommt nun Simplicissimus zu einem Trompeter in die Lehre, er will Musikus werden. Sein Lehrherr und namentlich dessen Ehehälfte verwenden ihn als Lehrlingen zu allerlei Verrichtungen, die nicht in der entferntesten Beziehung zur Musik stehen. Simplicissimus aber, der einmal Student gewesen, dünkt sich dazu zu vornehm und weiß bei diesen Hantirungen der Frau so manchen Poffen zu spielen, bis er von allen niedrigen Beschäftigungen in Gnaden eximirt wird. Bevor noch seine Lehrzeit völlig beendet ist, wird er Stadttrompeter und bald darauf Heerpauker.

Die Bewohner der Grenzstädte leben in einem ununterbrochenen Guerillakrieg mit den Türken. „Partey“-Gänge, wie sie etwa Grimmselshausen im 30jährigen Kriege schildert, sind an der Tagesordnung. Von beiden Seiten werden Dörfer überfallen und geplündert und die Heerden weggetrieben. Sobald ein neuer Pascha in eine türkische Grenzstadt kommt, versucht er sein Glück gegen die Christen. Von jenen

empörenden Grausamkeiten aber, mit denen die Parteien im 30jährigen Kriege sich gegenseitig ihre Schandthaten vergalteten, weiß der Erzähler nichts zu berichten; das Höchste ist, daß man einem erschlagenen Feinde den Kopf abhaut und ihn auf eine Lanze steckt. Die Führer der Ungarn und der Türken unterhandeln in ihrer beiderseitigen Muttersprache über die Ranzionirung der Gefangenen, die durchaus nicht so entsetzlich unmenschlich behandelt werden, wie man etwa nach den Berichten über die Einfälle der Türken in die österreichischen Erblande glauben sollte.

Hier ist *Simplicissimus* in seinem Elemente. Unter den ungarischen Soldaten erfreut sich ein Spiel mit stumpfen Lanzen, ähnlich dem Tostiren der höfischen Zeit, besonderer Beliebtheit. *) *Simplicissimus* wird von einem übermüthigen „Katanaken“ **) herausgefordert. Er borgt von einem Edelmann ein Pferd und einen alten Panzer und bezwingt mehrere Gegner hintereinander im Kampfspiel. Ein Hauptmann, der bei dieser Gelegenheit seine Tapferkeit und Gewandtheit bewundert hat, nimmt ihn in seine Compagnie auf. In einem Scharmügel gegen die Türken findet unser Held Gelegenheit sich hervorzuthun und seinen Capitän aus der Gefangenschaft zu befreien. Ein hübscher Antheil von der Beute ist dann nach der Schlacht der Lohn für seine bewiesene Tapferkeit.

Alein nicht lange hält es *Simplicissimus* unter den Fahnen aus. Nachdem er auf einem Spaziergange mit einem Leidensgefährten in die Gefangenschaft der Türken gerathen und nach langwierigen Verhandlungen von seiner Partei wieder ausgelöst worden ist, entsagt er der kriegerischen Laufbahn, die er unter günstigen Anzeichen kaum erst begonnen, und verdingt sich an einen Edelmann als Trompeter. In rascher Folge wechselt er nun theils freiwillig seine Herren, theils wird er von ihnen wider Willen verkauft oder abgetreten. Mit einem derselben kommt er sogar bis Constantinopel und wird dort von ihm krank zurückgelassen; arm und verlassen in einem fremden Lande, müßte *Simplicissimus* elend umkommen, wenn sich nicht der griechische Patriarch seiner angenommen hätte. Hier schließt der ungarische *Simplicissimus* mit der Verheißung: „Wie nun *Simplicissimus* weiter in Egypten, ins Gelobte Land, zum heiligen Grab, Arabien und anderen viel Orten mehr in Türckey sonderlich und wunderlich herum und von

*) In der Türkei hat es sich bis in unsere Zeit erhalten. Bis vor Kurzem bestand noch in Constantinopel ein sogenannter Ok-mejdán (Turnierplatz) für diese kriegerische Belustigung.

**) Vom ungarischen katonák (plur. von katoná, Soldat).

Cypern nach Constantinopel, sodann wieder auff Deutschen Boden kommen, soll in künfftigem Tractätlein, so dieses abgehen wird, gehandelt werden.“

Dieses versprochene „Tractätlein“ nun liegt uns vor in dem „Türkischen Baganten oder umschweiffend Türkischen Handelsmann“, einem heute äußerst seltenen Büchlein, das noch im selben Jahre erschien. *) Im Titel wird zwar nirgends der Name des *Simplicissimus* genannt, in der kurzen Vorrede stellt es sich aber ausdrücklich als die versprochene Fortsetzung des ungarischen *Simplicissimus* hin: „Auß meinem unlängst herauß gelassenen Tractätlein wird man ersehen haben, wie ich sogenannter Ungarischer oder Dacianischer *Simplicissimus*, nach meiner lieben Eltern Tod im 7. Jahr meines Alters frühzeitig in die Fremde gemust, sonderlich und wunderbar erzogen worden, darnach in Polen, Ober-Ungarn, Sibenburgen und ferner mit einem Landherrn biß nach Constantinopeln kommen und alda frantz hinterlassen worden . . .“

Dadurch nun, daß er zu den Lehrjahren Wanderjahre hinzufügt, Wanderjahre, deren Ziel, das heilige Land und Jerusalem, auf dem Umwege über Aegypten erreicht wird, tritt der ungarische *Simplicissimus* unverhohlen in die Fußstapfen seiner unmittelbaren Vorgänger: auf die Bearbeitung des *Landstörzers* Guzman von Alfarache von Megidius Albertinus folgte der „dritte Theil“ *Freudenhold's*: „darinnen seine Reiß nach Jerusalem in die Türkei, und Morgenländer, auch wie er von den Türken gefangen . . . außführlichen beschrieben wird,“ **) und *Grimmelshausen* fügt an seinen *Simplicissimus*, der ursprünglich mit dem fünften Buche abschloß, eine „Continuation“, die gleichfalls des Helden Pilgerfahrt nach Jerusalem erzählt.

Der Orient hat seit jeher auf die Deutschen eine besondere Anziehungskraft ausgeübt. Das urwüchsigere, kampfesfrohe Mittelalter sandte seine Kreuzheere nach dem heiligen Lande; lange, nachdem die geheiligten Stätten wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen waren, zogen noch einzelne Pilger unter harten Entbehrungen und Demüthigungen nach dem Strande Palästinas, und am Beginne unseres Jahrhunderts wendet die Romantik wieder sehnsuchtsvoll den Blick nach Osten, wie ein Greis, der vor seinem Hinscheiden noch einmal die Stätten zu sehen wünscht, wo er seine ersten Jugendjahre verlebte.

*) Vgl. Victor v. Renner, Mittheilungen des Inst. f. österr. Geschichtsforschung V, 143 f.

**) Zeitschr. f. deutsche Philol. XXII, 93.

Reisebeschreibungen des heiligen Landes bilden denn auch in der That ein reich angebautes Feld der Prosaliteratur des 15., 16. und 17. Jahrhunderts.*) Mehrere ältere derselben faßte das „Reißbuch des Heiligen Lands“ zusammen, das zuerst 1584 zu Frankfurt erschien. Dieses ist wahrscheinlich die gemeinsame Quelle, auf die alle drei Vorgenannten in letzter Linie zurückgehen.

Der Verfasser des „Türkischen Vaganten“ hat aber allem Anscheine nach ein gutes Stück des Orients mit eigenen Augen gesehen. Seine Schilderungen, die in manchen Dingen auch heute noch nicht völlig veraltet sind, stützt er nur hier und dort mit abenteuerlichen Erlebnissen heraus, die er jener reichen Reiseliteratur entnommen haben mag. Er schildert die Türken in ihrer Heimath — im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung — als friedliche Leute, die in der Regel stark unter dem Pantoffel ihrer zahlreichen Frauen stehen. Er giebt uns, so gut er es vermag, ein Bild von den religiösen Vorstellungen und Dogmen der Mohammedaner und sucht uns auch eine Vorstellung von der Sprache der Türken zu verschaffen, indem er die Zahlwörter völlig correct und in guter Transcription herzhält. An einer Stelle läßt er sich sogar zu dem Wunsche hinreißen, das Arabische, das er ganz richtig als die Grundlage für das Verständniß der modernen orientalischen Sprachen erkennt, sollte in unseren Schulen wie das Lateinische gelehrt werden, und die jungen Leute sollten ihre grande tour statt nach dem sittenverderbenden Frankreich lieber nach dem Orient unternehmen, wo sie entschieden mehr Anregungen, wenn auch zunächst nur zum Kampfe gegen die Ungläubigen, empfangen würden. Im Folgenden sucht er dann Punkt für Punkt die Einwendungen zu widerlegen, die gegen einen solchen Vorschlag erhoben werden könnten.

Nachdem Simplicissimus, also über Aegypten nach Palästina, Babylonien, Persien und Indien gewandert und von da über Cypren und Constantinopel in seine Vaterstadt Breslau zurückgekehrt ist, findet der türkische Vagant seinen Abschluß. Aber nur einen vorläufigen, wie wir annehmen müssen, denn am Schlusse heißt es: „Ich dachte hin und her, was ich wohl anfangen wolte; in die Länge da auf eigenen Kosten und müßig zu liegen wolte mir nit schmecken, endlich erfuhr ich daß Avijen eingeloffen, wie daß der Türke in Podolien eingefallen und Caminek belagert hätte, darum die Werbungen in selbigem Königreich eysrig vor die Hand genommen wurden; wie ich nun auch in

*) Beckernagel, Literaturgeschichte. 2. Aufl. von Ernst Martin, I, 448; II, 136.

diesen Krieg kommen . . . und was . . . Simplicissimus gesehen und aufgestanden, wird süß und saur, lustig und traurig in folgendem Tractätlein . . . zu vernehmen seyn.“

Der Autor unseres Büchleins hat dasselbe also nicht bloß als zweiten Theil des ungarischen Simplicissimus geschrieben, sondern er beruft sich in demselben auch noch auf einen eventuell folgenden dritten Theil. *) Wir haben hier eben jene Erscheinung vor uns, die wir schon bei den spanischen Schelmenromanen zu beobachten Gelegenheit hatten, die endlosen Fortsetzungen und Erweiterungen nämlich, die, wie wir gesehen haben, aus der Natur des Stoffes mit einer gewissen Nothwendigkeit sich ergeben.**)

Ob nun der versprochene dritte Theil wirklich erschienen ist, ob der türkische Vagant überhaupt von dem Verfasser des ungarischen Simplicissimus herrührt, das sind Fragen, die immer noch einer endgültigen Lösung harren.

Das Jahr 1683 hat die letzten deutschen Nachkommen des spanischen Lazarillo die Druckerpresse verlassen gesehen. Durch nahezu achtzig Jahre waren die Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, in Deutschland wirksam gewesen. Sie hatten zunächst Uebersetzungen ins Leben gerufen, aus denen dann der Verfasser des „Abentheuerlichen Simplicissimus“ zum Theile seine Motive schöpfte. Dieser aber ist das erste und zugleich auch das weitaus bedeutendste Originalwerk, das diese Geschmacksrichtung bei uns hervorgebracht hat. Auf ihn geht eine Reihe von Nachahmungen zurück, die alle den Namen, dem Grimmelshausen zu solcher Berühmtheit verholfen, gewissermaßen als ein Palladium im Titel führen. Außer dem ungarischen Simplicissimus, den wir im Vorstehenden eingehender besprochen haben, giebt es einen Simplicianischen Jan Perus (1672), einen simplicianischen Weltkucker sive abent. Jean Rebhu (1678), einen politischen simplicianischen Hasenkopf (1683) und einen französischen Simplicissimus. Sie alle aber sind versunken und vergessen, und nur Grimmelshausen's Abentheuerlicher Simplicissimus ist einer der Marksteine deutschen Schriftthums für alle Zeiten geliebt.

*) Mittheilungen V, 148.

**) Vgl. S. 3.

Das heutige Griechenland.

Von Prof. Dr. Gustav Meyer.

I.

Das Wort „interessant“ hat eine etwas unerfreuliche Nebenbedeutung, wenn man es auf die verschiedenen Völkerschaften anwendet, welche mehr oder weniger unfriedlich auf der Balkanhalbinsel nebeneinander wohnen. Es pflegt in dem Geiste des Westeuropäers Vorstellungen wachzurufen von unmöglichen Landstraßen und unreinlichen Nachtquartieren, von schlechter Verpflegung und höchst unromantischen Räuberabenteuern, endlich von all dem politischen Herzweh und Kopferbrechen, welches diese Nationen und Nationchen seit langer Zeit den friedensbedürftigen Staatslenkern Europas bereiten. Wenn man das Wort aber auf die Griechen anwendet, so darf es von jenem ironischen, halb feindseligen und halb verächtlichen Beigeschmack frei sein. Die heutigen Griechen sind unseres ernsthaften Interesses schon lange werth, doppelt werth in einem Augenblicke, wo eine deutsche Kaisertochter im Begriffe ist, als Gemahlin des griechischen Thronfolgers in die Stadt des Perikles einzuziehen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß die Mehrzahl der Gebildeten bei uns im alten Griechenland zwar leidlich Bescheid weiß, über das neue aber schlechter unterrichtet ist, als über das Innere Afrikas. Reisen nach Griechenland werden, außer von Leuten, die ihr Beruf irgendwie hinführt, noch immer nicht allzuhäufig unternommen; die leidigen Zufälle einer Meerfahrt halten Viele ab, auch nur die Ionischen Inseln oder Athen zu besuchen, und die Unbequemlichkeit des Reisens und des Aufenthalts im Innern des Landes

nöthigten die meisten Fremden, sich auf die Besichtigung der Hauptstadt zu beschränken. Von den deutschen Gelehrten erfuhr man meistens nur — wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet — wie viel von dem alten Griechenland im neuen noch über der Erde steht oder der Erde abgewonnen wurde, von den Zuständen des Landes, das für sie theils ein großes Museum, theils ein merkwürdiger Schutthaufen ist, haben nur Wenige im Vorbeigehen Notiz genommen. So kommt es, daß unsere Literatur, die über Serbien und Bulgarien musterhafte Werke besitzt, über Griechenland keines aufzuweisen hat, welches, auf der sogenannten „Höhe der Zeit“ stehend, uns über ein Land aufklärte, in dessen Vergangenheit immer noch zum großen Theile die Erziehung unserer Kinder wurzelt.

Niemals werde ich den eigenthümlichen Eindruck vergessen, den ich hatte, als ich zum ersten Male — es war in Corfu — durch eine griechische Straße ging und die Aufschriften auf den Häusern und über den Läden betrachtete. Es war ja nicht das überwältigende Gefühl wie damals, als ich zum ersten Male das Meer sah, auch nicht das freudig-ängstliche Herzklopfen, mit dem ich zum ersten Male bei den Thermen des Diocletian aus dem Eisenbahnwagen stieg und mir sagte: nun bist du in Rom. Aber es war doch seltsam genug, diese alten, wohlbekannten Schriftzeichen, die mich als Knaben aus den Teubner'schen Textausgaben griechischer Classiker oft bis in den tiefsten Traum — nicht immer freundlich — verfolgt hatten, jetzt auf dem Aushängeschild eines wirklichen und lebendigen Schusters oder Schneiders wiederzufinden. Und ich war ganz glücklich, als ich, vertieft in die Aufschrift eines Bakterion — was nicht Bacillen, sondern Stockhandlung heißt — von dem Besitzer in das Geschäft genöthigt wurde, wo man mir mit großer Beredsamkeit, von der ich damals nicht den dritten Theil verstand, einen etwas zweifelhaften Olivenknüppel für eine Drachme aufschwatzte. Hätte mich ein junger Archäologe so andachtsvoll vor diesen Häuser-tafeln stehen gesehen, er würde mich wahrscheinlich im Grunde seines Herzens tief verachtet haben. Freilich, viel Merkwürdiges steht ja nicht darauf — aber, du lieber Gott! die Inschriftsteine, welche wir in unseren Sammlungen neugierig von allen Seiten zu begucken pflegen, enthalten ja häufig auch nicht viel Interessanteres. Und Jemanden, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, können auch jene unscheinbaren Schilderaufschriften mancherlei lehren. Auf jenem Laden stand Bakterion, und *βακτηρία* ist ein gutes altgriechisches Wort; es bedeutet „Stock“. Der Händler selbst aber sprach nicht von einer bakteria,

sondern von einem bastuni. Da sieht man gleich die tiefe Kluft, welche in Griechenland zwischen Volkssprache und Schriftsprache gähnt. Das Volk jagt allenthalben in Griechenland für „Stoc“ bastuni, was aus dem Italienischen bastone entlehnt ist.

Diese Frage der Sprache ist eine dornenvolle für jeden Besucher des Landes, dem es überhaupt darum zu thun ist, mit den verschiedenen Schichten des Volkes persönlich in Berührung zu treten; sie wirkt geradezu labyrinthisch verwirrend, wenn man sich ernstlich mit ihr beschäftigt. Wie oft bin ich gefragt worden: „Was spricht man denn eigentlich in Griechenland für eine Sprache?“ und habe ein sehr erstauntes Gesicht gesehen, wenn ich darauf antwortete: „Griechisch“. Gewiß, die modernen Träger des Griechennamens, mögen sie nun im Königreiche selbst wohnen oder in Constantinopel oder in den zahlreichen griechischen Ortshaften von Epirus, Macedonien und Kleinasien, sprechen griechisch. Aber trotzdem kann Keiner, der mit einer noch so vorzüglichen Note im Griechischen bei uns das Gymnasium verlassen hat, mit den Griechen reden, ebensowenig wie ihm sein Latein die Verständigung mit einem Italiener ermöglicht. Die mehr als zweitausend Jahre, die seit dem großen Alexander dahingegangen sind, haben tiefe Spuren in dem Antlitz der griechischen Sprache zurückgelassen. So wenig wie das Französische heute daselbe ist wie zur Zeit des Rabelais oder gar des Rolandsliedes, so wenig wie ein Deutscher die Kudrun oder das Ludwigslied ohneweiters versteht, ebensowenig würde sich der auferstandene Perikles ohneweiters mit Trikupis unterhalten können. Der Laie meint gewöhnlich obenhin, nur die Aussprache habe sich erheblich geändert. Ach nein, es ist viel mehr. Und die ganze, nachgerade berüchtigte Sache mit der Aussprache beruht zum Theil auf falscher Auffassung. Wenn helios, das altgriechische Wort für Sonne, heute ilios gesprochen wird, so ist eben eine Veränderung der Laute in dem Worte vor sich gegangen: das h im Anfang ist verschunden, und das lange e ist zu i geworden. Manche Heißsporne bei uns halten die Kluft zwischen Alt- und Neugriechisch für überbrückt, wenn in unseren Schulen das Altgriechische mit der heute vorhandenen Geltung der Laute gelesen und gelernt würde. Der Beifall sämmtlicher Griechen ist derartigen Bestrebungen sicher. Doch ist ihr Erfolg durchaus nicht ein unzweifelhafter, weil die Voraussetzungen, auf denen solche Vorschläge beruhen, zumeist falsch sind. Aber selbst wenn sich unsere Unterrichtsverwaltungen wirklich einmal dahin entschließen sollten, würde der Musterabiturient eines unserer Gymnasien immer noch einem lebendigen Griechen sehr rathlos gegen-

über stehen. Denn auch die Beugung der Haupt- und Zeitwörter hat sehr wesentliche und tief einschneidende Veränderungen erlitten; eine Menge alter Wörter, gerade für die gewöhnlichsten Begriffe, sind untergegangen und durch neue ersetzt worden, die theils aus den eigenen Schätzen der griechischen Sprache entnommen, theils aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Freilich, wer eine griechische Zeitung in die Hand nimmt, pflegt gewöhnlich nicht viel von diesen Dingen zu bemerken. Die schriftstellernde Welt Griechenlands bedient sich einer Sprache, welche mehr oder weniger eine Annäherung an die antike Schriftsprache anstrebt. So giebt es in Griechenland eine dreifache Sprachschicht: die verschiedenen, zum Theil ganz ungeheuer voneinander abweichenden Volksmundarten, eine Durchschnittsprache der Gebildeten, die in Corfu und Athen, in Constantinopel und Smyrna wesentlich die nämliche ist, und die Schriftsprache oder besser die Schrift-dialekte. Im Allgemeinen ist es ja bei uns nicht anders; aber während hier die Verkehrsprache der Gebildeten doch nur unwesentlich von der Schriftsprache abweicht, haben in Griechenland in Bezug auf letztere individuelle Ansichten und Bestrebungen ein zur Zeit noch gänzlich unabgeklärtes Chaos geschaffen, für welches der ordnende und schöpferische Genius erst von der Zukunft erwartet werden muß.

Eines steht fest: die Griechen haben allen Grund, auf ihre Sprache stolz zu sein, denn sie ist ein vollwichtiges Zeugniß dafür, daß der Zusammenhang zwischen ihnen und den alten Hellenen niemals unterbrochen worden ist. Man hat das ja bekanntlich geleugnet und in geistreicher und scheinbar überzeugender Weise nachzuweisen gesucht, daß die Bewohner des heutigen Griechenlands wesentlich Slaven sind. Das ist thöricht und unwissenschaftlich. Slaven haben allerdings im Mittelalter ausgedehnte Landstriche Griechenlands besiedelt und zahlreiche Ortsnamen als Zeugnisse ihrer Anwesenheit zurückgelassen, aber sie sind ebenso in der griechischen Bevölkerung aufgegangen, wie die Slaven der Mark Brandenburg in den Deutschen. Die Race ist dabei freilich wohl nicht überall ganz rein geblieben, und in anthropologischem Sinne werden die Griechen des Festlandes und des Peloponnes schwerlich als reine Griechen zu betrachten sein. Aber welches Volk kann sich heutzutage überhaupt reiner und unvermischter Abstammung rühmen? Nur darf dabei eine wichtige Thatsache nicht übersehen werden. Die heutigen Griechen stammen nicht ganz unmittelbar von den Kämpfern bei Marathon und Salamis ab, sondern zunächst von den byzantinischen Griechen. Der griechische Geist in allen seinen Lebensäußerungen hat

in dem langen Jahrtausend byzantinischer Geschichte nicht unwesentliche Ablenkungen und Umformungen erfahren. Das Christenthum, hier speciell in der Gestalt des oströmischen Christenthums, war vom mächtigsten Einfluß auf die Eigenart der Hellenen. Auch jetzt noch ist im Orient das Bekenntniß, wenn nicht Alles, so doch das Wichtigste; es bedeutet dort selbst in unserem Zeitalter des Nationalitätsprincips mehr als nationale und sprachliche Zusammengehörigkeit. Wie viel mehr im Mittelalter, wo alle Haupt- und Staatsactionen, wie im Occident mit dem Papstthum, so im Orient mit dem Patriarchat verknüpft waren! Dieses Patriarchat war auch in den düstersten Zeiten der türkischen Fremdherrschaft für die Griechen der hellleuchtende Stern nie untergehender Hoffnung, und die Türken wußten sehr wohl was sie thaten, als sie beim Beginn des griechischen Aufstandes den Patriarchen an der Thür seiner Kirche aufhängten. Die byzantinische Periode ist im Allgemeinen wenig bekannt und noch weniger geschätzt — wie mir scheint nicht ganz mit Recht — und die Griechen selbst knüpfen mit Vorliebe an das Alterthum an, statt an das Mittelalter. Es ist nur ein unbedeutender Zug, aber er ist bezeichnend genug: sie taufen ihre Kinder viel lieber Perikles und Achilles, als Nikolaos und Dimitrios. Ernsthafte historische Betrachtung wird nicht geneigt sein, solche gewaltsame Lustsprünge der Phantasie und der Nationaleitelkeit mitzumachen.

Auch für uns ist, was die ästhetische Betrachtung betrifft, von der Vergangenheit Griechenlands das Alterthum das Werthvollste. Es ist hier ganz anders wie in Italien, wo das in allen Lebensformen an Culturinhalt so unendlich reiche Mittelalter gleichberechtigt neben dem Alterthum steht. Griechenland hat sich nie einer besonderen Fürsorge von Seiten der Hauptstadt Byzanz zu rühmen gehabt; die Hauptwerke der byzantinischen Kunst muß man anderswo suchen, in Italien und Sicilien, in Constantinopel und Südrufland, allenfalls in den Miniaturen der Athosklöster. Ein oder zwei kleine, übrigens recht interessante byzantinische Kirchlein in Athen werden von den majestätischen Ruinen des Parthenon und des Theseustempels vollständig in den Schatten gestellt; sie werden von den Wenigsten flüchtiger Beachtung gewürdigt. Einige thalbeherrschende fränkische Burgen im Peloponnes, genuesische und venetianische Castelle auf den Inseln und an den Küsten haben wenig mehr als landschaftlichen Reiz. Darum wird auch in Zukunft für die vielseitige und harmonische Ausgestaltung der Bildung, für die Vertiefung historischen Sinnes, für die Läuterung des Geschmacks eine

Reise nach Italien dem Künstler wie dem Laien allezeit mehr Förderung bringen, als eine Fahrt nach Griechenland.

Warum sollen wir also nach Griechenland gehen? Einmal, weil ein Höhepunkt in der Entwicklung menschlicher Cultur nur hier wirklich kennen gelernt und verstanden werden kann. Wie Goethe bekennt, daß ihm die homerische Dichtung erst lebendig geworden sei, als er beim Schaukeln des Schiffes auf südlichem Meere sie las, so geht der Sinn für die griechische Cultur und ihre Schöpfungen erst auf, wenn man sie im Zusammenhang mit den Bedingungen sieht, aus denen sie hervorgewachsen sind. Eine Pflanze im Herbarium ist nicht mehr dasselbe, was sie auf grüner Wiesenflur war; und wer hilflos vor den Parthenonsculpturen im britischen Museum gestanden hat, dem fällt der Schleier von den Augen, wenn er zum ersten Male an den braunen Säulen des Tempels selbst auf der Akropolis in die Höhe blickt. Die Griechen thun wohl daran, daß sie die Schätze ihres Landes, die früher vogelfrei nach allen Richtungen verschleppt wurden, jetzt eifersüchtig im Lande behalten. Das Museum in Athen enthält eine Fülle von Herrlichkeiten, an denen selbst monatelange Betrachtung nicht überfättigt, und wenn auch der Weg zum Hermes in Olympia weiter ist als der zu den Negineten in München oder zu den Pergamenern in Berlin, so wirkt doch das Götterbild ganz anders, wenn man vorher in die einsame Größe der elischen Landschaft geblickt hat.

Dem das ist das zweite: die griechische Landschaft ist die schönste, die es in Europa giebt. Auf engem Raum die größte Mannigfaltigkeit — Welch ein Abstand ist zwischen den schattenvollen Olivenwäldern Corfus und der sonnendurchglühten attischen Ebene, zwischen dem üppig wogenden Saatgefilde Messeniens und den wilden Felsgehängen des Parnassos! — und doch überall stylvolle Einfachheit von harmonischer Einheitlichkeit der Formen. Das Meer, das in seiner tiefen Bläue hier überall nur mit dem Himmel wetteifert, und die ruhigen, vornehmen Linien der Berge schaffen allenthalben den Eindruck, welchen Byron so unendlich einfach und darum so unendlich wahr in den Versen gezeichnet hat: „The mountains look on Salamis, and Salamis looks on the sea.“ Noch weniger als die italienische Landschaft bringt die griechische der persönlichen Stimmung des Betrachters irgend etwas entgegen; sie muß genommen werden wie sie ist. Und Manche werden sich enttäuscht von ihr abwenden. Diese lasse man ruhig ihres Weges ziehen. Das ist nicht der werthvollste Besitz, der sich beim ersten Werben leicht hin ergiebt. Wer sich aber das Verständniß und den Genuß der griechischen

Landschaft ernsthaft errungen hat, der wird das immer unter die besten Güter seines Lebens rechnen, und die Sehnsucht nach den Küsten des Ionischen und des Megärischen Meeres wird ihn nie wieder loslassen, wie ein Schluck aus dem Trevibrunnen unstillbares Verlangen weckt nach dem ewigen Rom.

II.

„Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel.“ Mit diesem Ausspruch Mephisto's zum Homunculus mögen sich Diejenigen trösten, welche bis auf den heutigen Tag möglichst ungünstige Vorstellungen über die Neugriechen in die Welt gesetzt haben und nicht aufhören, über die entarteten Nachkommen großer Vorfahren zu jammern. Diese Klage tönt bereits durch die Aufzeichnungen von Schriftstellern der römischen Kaiserzeit; niemals hätten darnach die Römer erbärmlichere Unterthanen gehabt, als das Griechenvolk. Als in den Kreuzzügen das Abendland zum ersten Male nach langer Zeit mit den Byzantinern in Berührung kommt, beginnen sofort die schwersten Anklagen gegen dieselben. Die Bayern, welche nach der Aufrichtung des griechischen Königsthrones mit König Otto ins Land gekommen sind, können nicht müde werden, die schwärzesten Dinge von ihren neuen Landsleuten auszusagen. Und ein Bayer war es auch, der vor nicht allzu langer Zeit in einem sehr angesehenen Blatte seinem Unmuth über die Griechen in recht deutlicher Weise Luft machte. Man muß sich hüten, hieraus übereilte Schlüsse zu ziehen. Die Besitzergreifung durch die Römer traf ein im Niedergange begriffenes Volk an; die elende Kirchthurmpolitik der griechischen Kleinstaaten hatte alles öffentliche Leben gründlich vergiftet, und die Verwaltung des römischen Kaiserstaates, so bewundernswürdig sie als organisatorische Leistung ist, war durchaus geeignet, die ungünstigen Seiten des Volkscharakters überall üppig in die Halme schießen zu lassen. Die Heere der Kreuzfahrer zogen wie Mordbrenner durch die byzantinischen Provinzen, und die Politik von Byzanz war gegen jene nicht doppelzüngiger und treuloher, als es die Politik im Mittelalter überhaupt zu sein pflegte. Ohne Kenntniß der Verhältnisse, aber mit um so mehr übermüthigen Ansprüchen kamen die Bayern ins Land; für sich allein nahmen sie die wichtigsten Stellen in Justiz und Verwaltung, in Schule und Heer, und konnten dabei nicht einmal griechisch radebrechen. War es ein Wunder, wenn ihnen Trotz und Böswilligkeit allenthalben entgegenkam und wenn der Haß und die Verachtung endlich in mächtigem Sturme ausbrachen, der auch den

wohlmeinenden König und seine edle Frau vom griechischen Boden hinwegsetzte? Nun, und der letzte Bajuware, den ich erwähnt habe — ich verschweige absichtlich seinen Namen — der hat eigentlich nur darum Griechenland für ein gänzlich verkommenes Land erklärt, weil ihn dort einigemale Flöhe gebissen haben und weil ihm der geharzte Wein nicht geschmeckt hat. Gegen die ersteren hilft Insectenpulver, und der zweite ist, das kann ich ihm versichern, gesünder als bayerisches Bier.

Nichts liegt uns ferner, als die Griechen zu Mustermenschen stempeln zu wollen. Aber zunächst muß man Unterschiede machen zwischen Griechen und Griechen. Die Bevölkerung der Ionischen Inseln zum Beispiel ist durch die langdauernde venetianische Herrschaft entschieden mehr verdorben worden, als die übrigen Griechen durch die türkische. Auf den Inseln wohnt eine zum Theil wenig erfreuliche Gesellschaft beisammen, die auch in sittlicher Beziehung mancherlei zu wünschen übrig läßt. Wer Abends auf der Spianata in Corfu spazieren geht, kann Erfahrungen machen, die ihm auf dem Constitutionsplatz in Athen durchaus erspart bleiben. Im eigentlichen Griechenland darf man wieder die Bewohner des Landes nicht mit denen der Städte ohneweiters zusammenwerfen. In den Städten giebt es viel nichtsnutziges Volk, wie in allen Ländern. Besonders die Leute, mit denen der flüchtige und oberflächliche Reisende, der sogenannte „Tourist“, allein in Berührung zu kommen pflegt, sind meistens nichts weniger als Biedermänner; sie mögen Demjenigen, der mit ihnen nicht reden kann, erst recht als Spitzbuben erscheinen. Indessen ist die Sache, näher betrachtet, nicht so schlimm; Ruhe und Entschiedenheit verfehlen niemals ihre Wirkung, und wer sich durch die Uebervortheilung von Seiten eines Barkenführers die Laune verderben läßt, der ist überhaupt fürs Reisen nicht geboren. Man kann in dieser Beziehung in Italien eine gute Schule durchmachen. Uebrigens sind bekanntlich die Fiakerkutscher in Wien von einer geradezu verblüffenden Unverschämtheit; und doch wird man deshalb Wien nicht für ein Räuberneft ausgeben wollen.

Allerdings gehören aber Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit nicht zu den hervorstechenden Charaktereigenthümlichkeiten der Griechen. Der jugendlich dahinstürmende Achilles kehrt von Troja nicht zurück, aber der „vielgewandte“ Odysseus lügt sich durch alle Fährlichkeiten mit Schlaueit und Arglist durch, bis er vor den Freiern die Bettlerlumpen abwirft und sie mit sicherer Hand niederstreckt. Dieser Odysseus ist so recht eigentlich ein Nationalheld nach dem Sinne der Griechen. In jahrtausendelangem Handelsverkehr mit Völkerschaften, die in geistiger

Anlage und Bildung unter ihnen standen, an physischer Kraft und Macht aber ihnen oft überlegen waren, haben sie das Ueberlisten und Uebervorthellen ähnlich gelernt wie die Juden in Ungarn und in slavischen Ländern. Und im Orient giebt man sprichwörtlich der Ueberzeugung Ausdruck, daß ein Grieche besser zu betrügen versteht, als zehn Juden und Armenier. Das ist bedauerlich und mahnt zur Vorsicht. Ueberhaupt wird es mit der Wahrhaftigkeit des gesprochenen Wortes in Griechenland nicht immer so ernst genommen, als im Allgemeinen bei uns. Man muß den lebhaften Charakter des Südländers dabei mit in Rechnung ziehen. Der Grieche spricht viel, er berauscht sich an seinem Sprechen, und redet dabei Manches, was gar nicht so ernst gemeint ist. Er gehört zu den Leuten, die aus Höflichkeit und Liebenswürdigkeit nicht im Stande sind, Nein zu sagen, und er verspricht darum eine Menge Dinge, die er niemals zu halten gedenkt. Außerdem giebt es in allen südlichen Sprachen eine Anzahl von Wendungen, die hergebrachte Verbrämungen der Rede sind, die man aber beileibe nicht wörtlich nehmen darf. Wenn man einem Südtaliener oder einem Spanier gegenüber ein Besitzthum desselben lobt, so sagt er: „Es gehört Ihnen.“ Das heißt weiter nichts als bei uns etwa „Unberufen“; es soll die schädliche Wirkung des, wie man annimmt, neidischen Lobes aufheben, indem man die Sache dem Lobenden formell zur Verfügung stellt. Niemand würde gut daran thun, eine so angebotene Taschenuhr z. B. wirklich einzustecken.

Die entgegenkommende Höflichkeit der Griechen, aus der sich der eben besprochene Zug zum Theil erklärt, ist in der That eine ganz erstaunliche. Der Grieche stellt einem Fremden, der mit einer Empfehlung zu ihm kommt, seine ganze Zeit in manchmal peinlicher Weise zur Verfügung. Selbst ohne Empfehlung habe ich häufig die weitestgehende Liebenswürdigkeit und die aufopferndste Gefälligkeit gefunden. Man darf das nicht unterschätzen, denn im Innern des Landes ist man fast überall noch auf die persönliche Gastfreundschaft Einzelner angewiesen. Der Landbewohner giebt für den Fremden das Wenige, was er hat — leider ist es häufig wirklich sehr wenig — willig und in reizender Form her. Gastfreundschaft hört ja freilich da von selbst auf, wo der Reisende nicht mehr eine seltene, sondern eine mehr oder weniger regelmäßige Erscheinung ist. Und so kann man es den griechischen Bauern, welche öfter der Ehre fremden Besuchs gewürdigt werden, nicht verdenken, wenn sie Gewicht darauf legen, in Form von Geschenken an die Kinder ihre Kosten einigermaßen gedeckt zu bekommen. Das kostet ja nicht

selten mehr, als die Bewirthung werth war; ob es aber bei uns viel anders ist, das mögen die jungen Leute entscheiden, welche nach einer Abendgesellschaft dem dienstbaren Geiste den üblichen Obolus in die Hand drücken. Hie und da macht der Wirth schon eine förmliche Rechnung, und diese fällt freilich manchmal etwas ungeheuerlich aus; der griechische Bauer denkt, der Fremde, der so weit hergereist kommt, müsse jedenfalls steinreich sein. Sollte der Fremde wirklich bedeutende Schätze bei sich führen, so kann er sie seinem Wirthe ruhig zur Aufbewahrung übergeben. Der griechische Bauer ist durch und durch ehrlich und treu. Ueberhaupt reist man im Innern Griechenlands sicherer, als in irgend einem Lande Südeuropas. Das Brigantenwesen, das in Albanien, Macedonien, Rumelien und Bulgarien noch in voller Blüthe steht und auch Griechenland noch als Niederschlag der undisciplinirten Zeiten der Freiheitskämpfe gegen die Türken lange genug belästigt hat, ist jetzt hier vollständig ausgerottet. Nach dem unglücklichen Vorfalle mit den Engländern, welche in der Ebene von Marathon von Räubern gefangen und bei der Verfolgung derselben ermordet wurden, ist die Regierung mit einer Strenge vorgegangen, welche ihre Früchte getragen hat. Der Fremde ist gegenwärtig in Griechenland seines Lebens und seines Eigenthums durchaus sicher; wenn ein Freund von mir vor Kurzem dort in wirkliche Lebensgefahr gekommen ist, so hat er dies seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Denn freilich, wenn der Grieche beleidigt ist oder sich beleidigt glaubt, dann reißt er rauh das Messer aus dem Gürtel. Die allermeisten Vergehen gegen das Leben sind Todtschläge, in augenblicklicher Aufwallung vollbracht; nicht in der Trunkenheit, wie oft bei unseren Bauern, denn zu den schönen Eigenschaften des Griechen gehört seine ungemene Mäßigkeit, die ja allerdings durch das Klima des Landes geboten ist. Ein Betrunkener gehört zu den größten Seltenheiten; ich habe ein einziges Mal in der Stadt des Diomedes einen berauschten Argiver gesehen.

Die Bedürfnislosigkeit des Griechen geht Hand in Hand mit seiner erstaunlichen Arbeitsamkeit und Regsamkeit. Man irrt sehr, wenn man das griechische Volk nach den Leuten beurtheilt, die man in Corfu und Patras, im Piräus und in Smyrna am Hafen herumlungern sieht. Dergleichen giebt es überall. Berlin ist gewiß eine von den Städten der Welt, wo am meisten gearbeitet wird, und doch kann man dort zu jeder Tageszeit auf irgend einer Brücke einen Haufen von Leuten sehen, welche die höchst uninteressanten Bewegungen eines Sprechahnes mit großer Spannung verfolgen. Ein Blick auf die ungeheure Ent-

wickelung des Landes in den letzten 25 Jahren, und besonders seit der Erwerbung Thessaliens genügt, um sich von der Summe der hier gethanen Arbeit eine Vorstellung zu machen. Unter den ungünstigsten Verhältnissen, bei einer drückenden Schuldenlast, welche durch die kriegerischen Gelüste von Delhannis noch vermehrt wurde, trotz der angeblichen Nothwendigkeit, ein die Kräfte des Volkes weit übersteigendes stehendes Heer zu halten, sind in einem nicht reichen Lande, das unter der politischen Nervosität seiner Bewohner noch mehr zu leiden hat, als unter der vulcanischen Nervosität seines Erdbodens, Dinge geschaffen worden, wie der Ausbau der Eisenbahnen, die Organisation des Volksschulwesens, welche dem lebhaften, wenn auch vorsichtigen Patriotismus des Ministerpräsidenten Trikupis ein dauerndes Anrecht auf die Dankbarkeit seines Volkes geben.

Fast könnte man über ein Zuviel in dem Zudrange zu den akademischen Laufbahnen seine Bedenken aussprechen. Besonders Advocat zu werden ist in Griechenland das Ziel jedes dritten jungen Mannes. Aber immerhin wird man dem Muthe und der Selbstverleugnung seine Bewunderung nicht versagen können, mit welcher sehr viele Jünglinge große Entbehrungen auf sich nehmen, nur um studiren zu können. Wem seine eigenen Mittel oder diejenigen eines großmüthigen Gönners es gestatten, der geht ins Ausland zur Vollendung seiner Bildung; Deutschland wird hierin bevorzugt, und besonders die Universitäten von Leipzig und München haben in jedem Semester eine beträchtliche Anzahl junger Griechen aufzuweisen. Eine Folge davon ist, daß die Kenntniß der deutschen Sprache unter den gebildeten jüngeren Athenern ziemlich verbreitet ist. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit reicher Griechen hat sich von jeher Allem zugewendet, was der Hebung der Volksbildung dienlich sein kann. Auch seitdem der Staat das Unterrichtswesen in die Hand genommen hat, werden alljährlich noch bedeutende Summen von Privatleuten auf Zwecke des höheren und niederen Unterrichts ausgegeben, gar nicht zu reden von den zahlreichen, nur durch Privatmittel bestehenden *Sylogoi*, einer Art Schulvereine in der „*Grecia irredenta*“.

Ein hochgespanntes nationales Empfinden, wie es die Griechen besitzen, pflegt bei kleinen Völkern, die sich doch schließlich noch etwas unsicher auf ihren Füßen fühlen, immer von großer nationaler Eitelkeit und Empfindlichkeit begleitet zu sein. Auch in Griechenland wird Alles und Jedes vom nationalen Standpunkte aus aufgefaßt. Das Sprüchwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, scheint für die Griechen keine Geltung zu haben. Ob Einer eine Oper schreibt oder

ein Paar Stiefel macht — beides ist gut, denn es ist von einem Hellenen. Tadel aus fremdem Munde können die Wenigsten ertragen. Ein Philhellene, ein Freund der Griechen, ist, wer Alles bei ihnen gut und schön findet; wer sich über eine von ihren Ansichten oder Einrichtungen ein abweichendes oder abfälliges Urtheil erlaubt, der ist ein Feind, ein Uebelwollender, der hat es mindestens auf die Vernichtung des Griechennamens abgesehen. Kein wissenschaftliche Fragen werden in dem Spiegel dieser Nationaleitelkeit zur Frage verzerrt. Ob Slaven jemals in Griechenland gewohnt haben oder nicht, ob die alten Griechen das *ai* und das *oi* so ausgesprochen haben wie die heutigen oder anders, das ist doch wirklich für die Beurtheilung und Schätzung der heutigen Bewohner des Landes durchaus gleichgültig. Aber auch in solchen Dingen wird Alles von der nationalen, womöglich von der moralischen Seite genommen, und ich, der ich seit vielen Jahren bei jeder Gelegenheit von meinem warmen Interesse für Neugriechenland Zeugniß abgelegt habe, bin mancher Sympathie verlustig gegangen, seitdem ich in jenen Fragen für die Wissenschaft und gegen die Griechen Stellung genommen habe.

Man kann überhaupt bei keinem anderen Volke so gut wie bei den Griechen sich davon überzeugen, wie viel Wahres in dem bekannten Satze liegt, daß die Politik den Charakter verdirbt. Das politische Treiben, an dem vom grünsten Studenten an sich Jeder theilhaftig, liegt wie ein Fluch auf allem öffentlichen Leben. Nach den Schlagwörtern „Regierungspartei“ und „Opposition“ werden alle Erwachsenen in Lämmer und Böcke geschieden. Heute bedeuten diese Schlagwörter Anhänger von Trikupis und Delhannis; morgen kann es umgekehrt sein, denn die geringfügigste Angelegenheit kann der Regierung eine Minorität befeuern. Das Ministerium giebt dann seine Entlassung, und der König nimmt sie regelmäßig an. Darauf wird der Führer der Opposition Ministerpräsident und bleibt es ein Jahr, manchmal auch zwei — Trikupis ist es jetzt schon länger — bis sich bei ihm dasselbe Spiel wiederholt. Wie man sieht, eine ins Kindische verzerrte Nachahmung englischer Verfassungszustände, die leider für eine geordnete Verwaltung die schwersten Mißstände mit sich führt. Denn zugleich mit dem gestürzten Minister verschwinden alle Verwaltungsbeamten bis zum letzten Dorfschulzen in der Versenkung, aus welcher die getreuen, schon lange stellenlüsternen Anhänger des neuen Ministers emporsteigen. Bei solchen Zuständen lernt man die Antwort schätzen, die mir einmal ein Dorfschulmeister in einem kleinen Neste des Peloponnes gab, wenn

auch der Witz in derselben nur mäßig ist. Ich fragte ihn, welchem Komma (das ist der griechische Ausdruck für Partei) er angehöre. „Was willst Du?“ sagte er, indem er auf seine Fibel zeigte, „πὶδ μοῦ μέλει περὶ αὐτὰ τὰ κόμματα — diese Kommas liegen mir mehr am Herzen.“

III.

Wer auf dem Aegäischen Meere sich Athen nähert, dem wird zuerst am Cap Sunion, dem heute nach den Ruinen eines Tempels „Säulencap“ genannten Vorgebirge, die Akropolis in deutlichem Umriß sichtbar. Von da läßt freudige Aufregung und Erwartung den Nahenden nicht mehr los, bis im Hafen von Piräus die Ankerkette niederrasselt und der übliche Wirrwarr bei Auschiffung und Landung das hochgespannte Empfinden wieder einigermaßen auf die Erde herabzieht. Dann trägt ein Wagen den Fremdling, welcher gut daran thut, bei der Ankunft die Eisenbahn nicht zu benützen, über die staubige Landstraße, vorbei an den Resten des einst so hochberühmten Delwaldes, und in weniger als einer Stunde ist er in Athen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Besucher Athens, wenn er nicht gerade Handlungsreisender ist, am ersten Morgen nach seiner Ankunft einen anderen Weg aussuchen wird als denjenigen, welcher auf die vornehmste Trümmerstätte der Welt führt, auf die Akropolis. Aber mir liegt es fern, hier darüber ein Wort zu sagen. Jeder, der oben war, hat dort seine mehr oder minder bedeutenden Gedanken gehabt; Einige haben dieselben auch drucken lassen. Wem es aber noch bevorsteht, unter den Säulen des Parthenon umherzuwandeln und, auf den Stufen des Niketempelchens sitzend, die Sonne hinter Salamis ins Meer sinken zu sehen, der lese als Vorbereitung höchstens einige Strophen Byron's aus „Harold's Pilgerfahrt“ oder den Eingang zum „Fluch der Minerva“: schöner und wahrer sind diese Eindrücke ja doch niemals geschildert worden. Nur von der modernen Stadt Athen will ich sprechen. Sie ist, wie das ganze Land, das Bild einer raschen und glücklichen Entwicklung. Noch in den Dreißigerjahren berichten die Reisenden von einer kleinen, schmutzigen, dorfähnlichen Anlage, in welcher Schutthausen alle Augenblicke das Weiterkommen hinderten. Die Residenz des Königs Otto mußte anfangs in Nauplia aufgeschlagen werden. Heute ist Athen eine elegante Stadt von 100.000 Einwohnern, mit hübschen Straßen und großen Plätzen, freundlich und sauber; höchstens die kleinen Gäßchen, welche zur Akropolis hinauf klettern, lassen in Bezug auf

Reinlichkeit manchmal etwas zu wünschen übrig. Man erwarte nur ja keine orientalische Stadt zu finden. Athen ist durchaus europäisch; es hat mich immer an die kleinen mitteldeutschen Residenzstädte, wie Weimar oder Gotha, erinnert. Auch in der Tracht sieht man nichts Merkwürdiges; Herren und Damen gehen durchaus wie bei uns, und das kokette Mützchen, das den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Mädchen sehr gut gestanden haben muß, ist durch Hüte nach der jedesmal üblichen Pariser Mode gänzlich verdrängt. Höchstens an Festtagen sieht man Landbewohner mit Fez und Justanella in größerer Anzahl behaglich durch die Straßen wandeln; die Justanella, ein schauerhaftes Gewandstück von Form und Länge der Röckchen unserer Ballettänzerinnen, gilt gewöhnlich als Bestandtheil der griechischen Nationaltracht, ist aber eigentlich albanesisch. Wer in eine Sitzung der Wuli, des Abgeordnetenhauses, geht, kann sich dort an den Originalcostümen einiger mohamedanischer Abgeordneten aus Thessalien erfreuen.

Die beiden langen Straßen, welche sich ungefähr in der Mitte der Stadt schneiden, wie die Via Macqueda und die Via Vittorio Emmanuele in Palermo, die Hermes- und die Aeolusstraße, geben für die Orientirung ein bequemes Mittel ab. Sie sind schmal und mit einfachen Häusern besetzt, in deren Parterreräumlichkeiten sich Kauf- oder Arbeitsläden befinden. Vornehmer geben sich die Universitäts-, die Akademie- und die Stadionstraße; auch der Eintrachtsplatz ist mit schönen Gebäuden eingefast und in der Richtung nach dem Lykabetos hin entstehen fortwährend neue, elegante Privathäuser. Dieses viele Bauen, ein erfreuliches Zeichen der rührig fortschreitenden Entwicklung, hat eine Schattenseite: es vermehrt den unendlichen Staub, welcher bereits in den Frühlingsmonaten eine lästige Plage der Stadt ist. An Monumentalbauten ist Athen selbstverständlich nicht überreich; sie werden hier alle durch die unvergleichliche Ruine des Burgtempels gedrückt. Das königliche Schloß ist ein öder, stylloser Kasernenbau, der unglückliche Einfall des Münchener Gärtner. Erfreulicher ist schon die Universität, von dem älteren Hansen gebaut; der jüngere hat im Auftrage Sina's den polychromen Prachtbau der Akademie entworfen, dessen Wirkung aber durch die beiden mit Apollo und Minerva gezierten Säulen etwas beeinträchtigt wird. Einheimische Architekten haben das Polytechnicum und das Centralmuseum geschaffen. Ein dringendes Bedürfniß für Athen ist ein anständiger Bahnhof, und auch die Baracke, welche als Theater diente, war ein jämmerlicher Nothbehelf; in jüngster Zeit hat man in der Aeolusstraße ein neues elegantes Theater gebaut. Dem Griechen ist

der Theaterbesuch kein so unabweisbares Bedürfniß, wie es sich bei uns allmählich herausgebildet hat. Den größten Theil des Jahres hindurch sind die Abende so schön, daß er sich hüten wird, sich in einem heißen Saale ein paar Stunden lang auf rothsamtene Sessel zu setzen. In dieser Zeit sind höchstens die Sommertheater genießbar, wie sie in Phaleron und in der Stadt selbst in der Nähe des Ilissos bestehen, wo man im Freien sitzt und sich mit sehr langen Zwischenacten bis tief in die Nacht hinein griechische Stücke vorspielen läßt. In den paar Wintermonaten pflegt eine italienische Operngesellschaft mit einer französischen Schauspieltruppe abzuwechseln. Was ich von beiden gesehen habe, war immer recht mäßig. Athen gehört noch nicht in das Gastspielgebiet bedeutender Virtuosen. Die griechische Schauspielkunst wird erst dann zu wirklichem Leben erblühen, wenn ihr von der nationalen Dichtung würdige und bedeutende Aufgaben gestellt werden. Rollen Shakespeare'scher Tragödien, von denen Demetrios Vikelas einige vortrefflich ins Griechische übersezt hat, werden ganz anerkennenswerth von einem und dem anderen Künstler dargestellt; doch hat die nationale Kritik dieselben etwas voreilig zu griechischen Kossis und Salvini's emporgeschraubt.

Eine Stadt, in der man „sich amüsirt“, ist Athen überhaupt entschieden nicht. Wer dies als seinen Hauptzweck auf Reisen betrachtet, der thut gewiß besser daran, nach Berlin oder Paris zu gehen. Denn selbst die Singpielhallen, die sonst im Orient häufig allein die Aufgabe haben, westeuropäisches Kunstleben in wenig beneidenswerther Weise zu vertreten, haben in Athen keinen rechten Boden, wie etwa in den kleineren griechischen Städten. Das reich entwickelte Kaffeehausleben muß, wie in Italien, für Manches Ersatz bieten. Im Kaffeehaus kann man bei dem Glase Wasser, welches der Kellner als Zeugniß über den genossenen Kaffee auf den Tisch setzt, stundenlang dem süßen Nichtsthun nachhängen, wenn man Zeit dazu hat; man hört der Musik zu, welche auf dem Plaze spielt, man dreht eine Cigarette nach der anderen, man läßt sich seine Stiefeln putzen, man kauft sich eine und die andere der zahlreichen hauptstädtischen Zeitungen, man begrüßt seine Bekannten und spielt mit ihnen eine Partie Domino oder läßt sich in eine endlose politische Debatte ein. Der Grieche, der sonst ein sehr fleißiger Mensch ist, hat für das Kaffeehaus immer eine Menge Zeit übrig. Es ersetzt ihm Wein- und Bierstuben. Wein trinkt er nur beim Essen, und die Bierstuben, unter welchen übrigens die von Berniudakis in einer kleinen Seitengasse der Hermesstraße, der Phokionstraße, die einzig rühmzenswerthe ist, sind wesentlich von Deutschen besucht.

Den flüchtigen Reisenden, der Athen in einigen Tagen „abmachen“ will, treffen diese Bemerkungen natürlich nicht. Er hat genug daran zu thun, die unendliche Fülle von Schätzen, welche in den Museen — unter denen Niemand das leicht zugängliche Privatmuseum des Herrn Karapanos mit den dodonäischen Funden auslassen sollte — aufgespeichert sind, wenigstens einigermaßen sich nahe zu bringen. Wer längere Zeit in Athen verweilt, den hat wohl immer ein ernster Zweck, meistens ein wissenschaftlicher, hingeführt. Die Griechen kommen, wenn man sie aufsucht, allen solchen Bestrebungen mit der größten Liebenswürdigkeit und vieler Theilnahme entgegen. Die jungen Deutschen, welche am archäologischen Institut arbeiten, gefallen sich zwar meistens, ähnlich wie die ragazzi des capitolinischen Instituts, in einer etwas kastenhaften Abgeschlossenheit gegen die Griechen, auf deren guten Willen sie doch in so vielen Dingen angewiesen sind; die Franzosen haben ihrer größeren Umgänglichkeit manchen Erfolg zu verdanken gehabt. Allerdings kommt dazu, daß diese fremden Forschungsanstalten von den Griechen doch mit etwas eifersüchtigem und mißgünstigem Blicke angesehen werden; die Griechen, welche im Princip die Ueberlegenheit fremder Wissenschaft gern anerkennen, glauben im einzelnen Falle doch, daß sie die Sache eben so gut verstehen. Jedenfalls macht Derjenige auf die Einheimischen mehr Eindruck, der mit der ausgesprochenen Absicht hinkommt, die neuen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen, der sich für Sprache und Literatur, für Schulwesen und Gesetzgebung des neuen Hellas interessirt. Ihm widmen sich Freunde und Bekannte gern Stunden, ja ganze Tage lang; ihn läßt man mit Selbstbewußtsein alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens sehen, auf welche Stadt und Land zum Theil allerdings Grund haben stolz zu sein. Denn man braucht für den Fremden keine Potemkin'schen Schlösser zu erbauen. Es giebt mancherlei, was thatsächlich musterhaft ist, so zum Beispiel Vieles auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, eine vortrefflich organisirte Mädchenschule, ein durchaus lobenswerth eingerichtetes Waisenhaus und vieles Andere. Mich hat am meisten die kleine Abendschule gerührt, welche der literarische Verein „Parnassos“ in seinem Hause in der Stadionstraße eingerichtet hat. Da kommen nach Schluß des „Geschäfts“ alle die kleinen und großen Jungen zusammen, deren Beschäftigung es während des Tages ist, durch die Straßen galoppirend die eben ausgegebenen Zeitungen an den Leser zu bringen, oder den Fußbekleidungen ihrer erwachsenen Mitmenschen ein glänzendes Aussehen zu verleihen, oder Wachstreichhölzer und ähnliche nützliche

Gegenstände des Kleinhandels zu verkaufen; sie alle sitzen mit ihren zerrissenen Säcken und bloßen Füßen andächtig da und lassen sich in die Geheimnisse höherer Menschenbildung einführen. Als ich mit einem griechischen Freunde die Schule betrat, stellte der Lehrer sogleich eine kleine Prüfung an, die zur allseitigen Zufriedenheit ausfiel. Nur Einer von den Aufgerufenen blieb beschämt die Antwort auf die Frage schuldig: „Was ist die Seele?“ Ich glaube, der Lehrer wäre selbst in Verlegenheit gekommen, wenn man ihn darnach gefragt hätte.

Es liegt in der naiven Selbstgefälligkeit, mit welcher man zum Lobe all dieser schönen und guten Einrichtungen gewissermaßen aufgefordert wird, etwas an das Alterthum Erinnerendes und dann auch wieder etwas Kleinstädtisches. Auch dieses letztere ist nicht unsympathisch. Man lächelt ja unwillkürlich, wenn man in einer großen politischen Zeitung lieh: „Der vortreffliche Jüngling N. N., Friseur in der X-Straße, hat sich mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Fräulein N. N., Tochter u. s. w. (folgt die Abstammung bis ins dritte und vierte Glied), verlobt. Wir wünschen dem Paare, daß die Zeit seines Wartens möglichst kurz sein möge“, oder etwas dergleichen. Derartiges entspricht aber dem demokratischen Zuge des öffentlichen Lebens und läßt die ganze Bewohnerchaft gleichsam als eine große Familie erscheinen, die an Freud und Leid auch des Geringsten unter ihnen Antheil nimmt. Athen ist eine Kleinstadt und wird es vermuthlich noch lange bleiben. Es fehlen ihm glänzende Schauläden und das reiche gesellige, oder richtiger gesellschaftliche Leben einer Großstadt; es fehlen ihm aber auch ihr Proletariat und ihre Halbwelt. Athen ist auch keine Fremdenstadt wie Rom und Neapel. Es hat zwar Pferdebahnen und Dampftramway, aber es ist doch noch Niemand auf den Gedanken gekommen, eine Drahtseilbahn auf die Akropolis zu führen. Es ist ein Ort wie geschaffen zum ruhigen Arbeiten und zum stillen Träumen. Bald wird Jedem die Stadt der Athena und die ernste, ruhige Landschaft umher wie ein Stück der eigenen Heimath, und in der Entfernung tönt ihm leise die Sehnsuchtsklage der salaminischen Krieger bei Sophokles durch die Seele:

D könnt' ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
 Von Meerwogen umspült, sich hebt,
 Unter Sunions hoher Fels,
 Heilige Stadt Athene's, dir
 Grüße zu senden.

(Fortsetzung folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Der Fabrikatenausport der wichtigsten Industriestaaten im Jahre 1887. Ausgehend von der Thatsache, daß die industrielle Kraft der Staaten ihren bezeichnendsten Ausdruck in ihrer Ausfuhr an Fabrikaten findet, hat der „Club der Industriellen“ zu Wien bereits in den Jahren 1885 und 1887 sich die Aufgabe gestellt, den Antheil ziffermäßig zu erfassen, welchen die einzelnen Industriestaaten an der Versorgung des Weltmarktes nehmen. Ist an und für sich die Nebeneinanderstellung der hierbei in Frage kommenden Länder (Großbritannien, das Deutsche Reich, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Belgien, die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika) von diesem Gesichtspunkte aus auch für weitere Kreise von hohem Interesse, so bieten diese Untersuchungen, in gewissen Zeitabschnitten wiederholt, ein unzweifelhaftes Kriterium für die Lage der vaterländischen Industrie. Es verdient daher die in dem jüngst erschienenen Jahresberichte neuerlich veröffentlichte diesbezügliche Arbeit um so größere Beachtung, als dieselbe nunmehr einen Rückblick auf die Wandlungen in der Versorgung des Weltmarktes mittelst Fabrikaten in dem Zeitabschnitt von 1882 bis 1887 gestattet. Die neueste Abhandlung hat auch in der Richtung eine dankenswerthe Erweiterung erfahren, daß, während bisher nur die Werthe in Baumwollgarn, Baumwollwaaren, Wollgarn, Wollwaaren, Leinengarn, Leinenwaaren, Seidenwaaren, Kleidern, Wäsche und Putzwaaren, Eisen und Stahl, Eisen- und Stahlwaaren, Maschinen, Leder und Lederwaaren, Glas und Glaswaaren, Papier und Papierwaaren, Kurzwaaren und Uhren veröffentlicht wurden, nunmehr auch noch einige andere Artikel von Bedeutung, nämlich Futegarne, Futewaaren, Metallwaaren, Zucker, Spiritus, Bier, Kerzen und Seifen in die Untersuchung einbezogen wurden.

Zur Orientirung und zur besseren Beurtheilung der in dem Zeitabschnitt von 1882 bis 1887 auf dem in Rede stehenden Gebiete stattgehabten Wandlungen sei zunächst die Gesamtausfuhr (landwirthschaftlicher, montanistischer und gewerblicher Erzeugnisse) der genannten sieben Staaten in diesem Zeitraum constatirt.

Gesamtausfuhr.

Vergleich der Jahre 1882 und 1887.

Name der Länder	Betrag in Millionen Goldgulden		Procente	
	1882	1887	1882	1887
Oesterreich-Ungarn	831	564·9	7·1	7·2
Deutsches Reich	1.946	1.595·1	16·7	20·3
Frankreich	2.287	1.327·9	19·6	16·9
Großbritannien	3.687	2.214·1	31·2	28·5
Belgien	663	496·3	5·6	6·3
Schweiz	308	268·4	2·6	3·4
Vereinigte Staaten	2.016	1.367·7	17·2	17·4
	11.738	7.834·4	100·0	100·0

Der Antheil Großbritanniens am Gesamtexporte ist also von 31·2 auf 28·5 Procent, der von Frankreich von 19·6 auf 16·9 Procent zurückgegangen. Alle übrigen Staaten haben eine Zunahme erfahren, die bei dem Deutschen Reiche und der Schweiz bedeutend ist. Bei Frankreich und dem Deutschen Reiche hat geradezu eine Umkehrung des Verhältnisses stattgefunden.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Ausfuhrwerthe der obengenannten 21 wichtigsten Erzeugnisse, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

Name der Länder	Ausfuhrwerth der 21 genannten Fabrikate		
	in Millionen Goldgulden	in Procenten	pro Kopf Goldgulden
Oesterreich-Ungarn	200·1	5·1	4·82
Deutsches Reich	896·5	23·0	19·11
Frankreich	633·5	16·2	16·58
Großbritannien	1685·9	43·4	44·83
Belgien	192·1	4·9	32·55
Schweiz	171·7	4·4	59·22
Vereinigte Staaten	118·1	3·0	2·00
	3897·9	100·0	16·80

Die Werthsumme der Ausfuhr der sieben wichtigsten Industriestaaten beträgt demnach rund 3900 Millionen Goldgulden, also gerade die Hälfte der vorher gefundenen Summe aller Ausfuhrwaaren (7800 Millionen). Da sich die obigen Werthe aber nur auf 21 Waarenklassen beziehen und eine große Anzahl wichtiger Industrieartikel keine Aufnahme in obiger Tabelle gefunden hat, so ergibt sich, daß mindestens 60 bis 65 Procent des Werthes der Gesamtausfuhr aus Industrieartikeln bestehen.

Der Vergleich der im Jahre 1882 erhobenen 14 wichtigsten Fabrikate mit den nämlichen im Jahre 1887 ergibt folgende Verhältnisse:

Name der Länder	Betrag in Millionen Goldgulden		Procente	
	1882	1887	1882	1887
Oesterreich-Ungarn	191·5	152·4	4·3	4·3
Deutsches Reich	791·1	758·3	18·0	21·6
Frankreich	862·5	556·6	19·9	15·8
Großbritannien	2029·8	1595·6	46·4	45·8
Belgien	218·0	166·7	5·0	4·7
Schweiz	130·8	170·9	3·0	4·8
Vereinigte Staaten	149·7	105·8	3·4	3·0
	4373·4	3506·3	100·0	100·0

„Das Ergebnis der vorstehenden Tabelle,“ äußert sich der Jahresbericht des Clubs der Industriellen, „zeigt ein stärkeres Hervortreten des Continents gegenüber dem gewaltigen Großbritannien. Bedeutender erscheinen die Verschiebungen auf dem Continente selbst, wo der Antheil des Deutschen Reiches von 18·0 auf 21·6 Procent gestiegen, der Frankreichs von 19·9 auf 15·8 Procent gesunken ist. Sehr beachtenswerth ist auch das Emporsteigen der Schweiz, welche ihren Antheil von 3·0 auf 4·8 Procent zu erhöhen wußte.“

Um den verhältnißmäßigen Grad der Entwicklung der einzelnen Industrien in den in Betracht kommenden Staaten zur Anschauung zu bringen, sind in der vorliegenden Abhandlung bei jedem Lande diejenigen Exportartikel zusammengestellt, welche mit mindestens einem Fünftel den Bedarf des Weltmarktes versorgen. Der Tabelle, welche nachstehend diese sich hieraus ergebenden Verhältnisse zur Darstellung bringt, ist zu entnehmen, daß die Schweiz und die Vereinigten Staaten in derselben überhaupt nicht erscheinen, weil diese beiden Industrieländer keine Artikel aufweisen, deren Antheil 20 Procent des Bedarfes des Weltmarktes betragen, während Großbritannien 15, das Deutsche Reich 10, Frankreich 8, Belgien 4 und endlich Oesterreich-Ungarn 2 derartig mächtig entwickelte Industrien besitzt.

Land	Artikel	Procent an der Versorgung des Weltmarktes
1. Oesterreich-Ungarn:	Glas und Glaswaaren	21·3
	Zucker	20·1
2. Belgien:	Leinengarne	49·2
	Jutegarne	46·8
	Glas und Glaswaaren	27·5
	Kerzen und Seifen	25·1
3. Frankreich:	Sprite	53·4
	Kurzwaaren und Uhren	34·3
	Leder und Lederwaaren	32·9
	Seidenwaaren	32·1
	Kleider, Wäsche und Pelzwaaren	29·1
	Wollwaaren	28·0
	Metallwaaren	25·1
	Kerzen und Seifen	21·6

Land	Artikel	Procent an der Ver- sorgung des Weltmarktes
4. Deutsches Reich:	Zucker	51·2
	Papier und Papierwaaren	50·7
	Seidenwaaren	37·5
	Leder und Lederwaaren	35·2
	Kleider, Wäsche und Pelz- waaren	33·9
	Metallwaaren	30·9
	Bier	29·2
	Wollwaaren	24·4
	Glas und Glaswaaren	23·5
	Eisen, Stahl, Eisen- und Stahlwaaren	22·6
	5. Großbritannien:	Zutewaaren
Baumwollgarne		87·1
Baumwollwaaren		69·9
Leinenwaaren		64·3
Eisen, Stahl, Eisen- und Stahlwaaren		58·6
Maschinen		57·6
Bier		49·8
Wollgarne		43·9
Wollwaaren		41·2
Metallwaaren		36·7
Zutegarne		35·9
Kerzen und Seifen Kleider, Wäsche und Pelz- waaren		34·5
Leinengarne		28·2
Sprite		23·8
	20·7	

Zum Schluß geben wir noch eine Uebersicht über den Antheil Oesterreich-Ungarns in allen der Untersuchung unterzogenen Artikeln. Es betrug nämlich der Fabrikateneport im Jahre 1887 an

	Werth in Millionen Goldgulden	Procente vom Gesamterport der 7 Industriestaaten
Baumwollgarne	1·029	0·6
Baumwollwaaren	8·833	0·8
Wollgarne	3·690	3·1
Zutegarne	—	—
Zutewaaren	0·137	0·5
Seidenwaaren	8·314	3·2
Eisen und Stahl, Eisen und Stahlwaaren	12·232	2·5
Maschinen	3·180	1·6
Metallwaaren	4·049	5·7
Wollwaaren	20·939	4·2

	Werth in Millionen Goldgulden	Procente vom Gesamterport der 7 Industriestaaten
Leinengarnen	8·382	15·5
Leinenwaaren	3·822	4·4
Kleider, Wäsche und Pelzwaaren	6·985	4·1
Glas und Glaswaaren	17·034	21·3
Feder und Federwaaren	19·924	7·4
Kurzwaaren und Uhren	29·810	14·0
Papier- und Papierwaaren	10·567	11·5
Zucker	37·024	20·1
Sprite	1·228	2·4
Bier	4·892	14·5
Kerzen und Seifen	0·343	1·6

M.

Ein Dichterjubiläum in Tirol. Kaspar Speckbacher zählt nicht zu den Modegrößen; er verdient aber umsomehr ein freundliches Wort, als man es in Tirol meistens nicht eilig hat, einheimischen Poeten ein Vorbeerzweiglein zu reichen.

Der Sohn des Postmeisters zu Oberriemingen bei Telfs wurde er am 3. Juni 1819 geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Innsbruck als Preisträger fertig gebracht, wendete er sich mit Beruf und Neigung dem Studium der Rechte zu; er weiß so manchen Schwank zu erzählen und wie er einmal den südlich feurigen Hermann v. Gilm durch eine Fensterparade zum Othello machte. Fleißig und geschickt, brachte er es zum k. k. Bezirksrichter in Innsbruck und trat, geschmückt mit mehreren Auszeichnungen, endlich in Pension. Mag ihm auch manches Mädchen gefallen haben, zum heiligen Ehestand hat er sich dennoch nie entschlossen, auch in die Stadt ist er nicht gezogen, sondern verbringt den Winter zu Innsbruck, den Sommer zu Triemingen — ein rüstiger Fußgeher und heiterer Gesellschafter.

Die Jugendgenossen hielten ihn hoch; sein erstes Gedicht „Die Thräne“ erschien wohl in den „Frühliedern“ von Adolf Pichler, später begegnen wir ihm da und dort mit Beiträgen, handschriftlich läuft auch Manches um und lieferte manches derb humoristische Citat; aus der letzten Zeit stammt sein „pro nihilo“. Aus einer kleinen Sammlung „Epitaphien“ geben wir zur Charakteristik des Altmeisters der tirolischen Poeten:

Sisyphus.

Es ist der Mensch tagaus tagein
Ein Sisyphus auf Erden,
Er wälzt hinauf den schweren Stein
Der Sorgen und Beschwerden.

Der Stein, der rücht zurück den Schritt
Um den er sich gehoben,
Der arme Schubmann kommt damit
Sein Lebtag nicht nach oben.

Doch einmal hält ein Feder — will
Zulezt die Kraft versiegen,
Erschöpft vor seinem Steine still
Und bleibt darunter liegen.

A—r.

Geistiges Leben in Tirol. Seit längerer Zeit rauschte es nicht mehr in den Wipfeln des Tirolerparnasses; da hat uns das 25jährige Stiftungsfest der akademischen Studenterverbindung „Austria“ an der Universität Innsbruck einige freundliche Gaben gebracht. Das Festalbum derselben, welches heuer zu Pfingsten erschien, enthält vier Aufsätze: 1. Die christliche Natur des deutschen Rechtes, von Adolf Bruder. 2. Die Unterwerfung des Gegenpapstes Petrus von Corvara und seine Haft in Avignon 1330 bis 1333 von F. Glasschroeder. 3. Welsler-Sagen, ein Beitrag zur Geschichte der Sagenbildung von Prof. F. Hirn und 4. Der Klofenäre Walther's von der Vogelweide, seine Bedeutung für die Heimathfrage des Dichters von Karl Domanig.

Die Aufsätze 3 und 4 haben besonderes Interesse für Tirol; Hirn beschäftigt sich mit Philippine Welsler, der schönen Gattin des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, nachdem Hormayr's Ausführungen die Welsler-Ueberlieferungen zu einem gewissen Abschluß gebracht haben. Freilich zerfließt der Duft der Sage, aber der Ehrenkranz, den die Sage um das Haupt der holden Augsburgerin schlingt, wird durch die Geschichte nicht entblättert.

Herr Domanig hat die Heimathfrage Walther's unleugbar um einen Schritt weitergebracht, Sicherheit ist wohl schwerlich zu erlangen und so mögen wenigstens vor der baldigen Enthüllung des Walther-Denkmals in Bozen die Zweifel verstummen.

Auch die Muse hat sich eingefunden. Sie spendete „Pfaunefedern“, Kneipzeitung zum 25jährigen Stiftungsfeste der Innsbrucker „Austria“, an den Tag gebracht vom Heimchronisten der Philisterania Kunz von der Rosen. Das Büchlein enthält gelungene Scherze, wenn auch der lustige Rath, unter dessen Maske sich ein gar ernsthafter Beamter birgt, die Metrik von Winckwig nicht genau studirt hat. Das Büchlein zeigt, daß die Austern keine Kopfhänger sind, sondern froh und lustig denken:

„Alles in Ehr'n
Hat Gott und Welt gern!“

Verweisen möchten wir zum Schlusse auf ein nett und sauber ausgestattetes Büchlein, welches in diesen Tagen bei Wagner erschien: „Die vier Jahreszeiten in den Alpen.“ Herr Bibliothekar Dr. Ludwig von Hörmann giebt hier nach reichen Aufzeichnungen eine Schilderung des Bauernlebens in unseren Gebirgen. Abgesehen von dem ethnographischen

Werthe dürfte sich das Werk vorzüglich Lehrern an Volks- und Mittelschulen empfehlen und sie auf Manches aufmerksam machen, was für die Culturgeschichte von Interesse ist. Möchte uns Herr v. Hörmann doch endlich Einiges aus den Schätzen seiner gesammelten Volkslieder mittheilen, so wie er bereits in verdienstlicher Weise ein Bändchen Schnadahüpfeln veröffentlichte.

A—r.

Statistik der österreichischen Industrie nach dem Stande vom Jahre 1885. Zusammengestellt vom statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. Wien 1889. Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Dieses jüngst erschienene Werk bildet den zweiten Versuch einer österreichischen Industriestatistik. Die Bearbeitung erfolgte auf Grundlage jener Fragebogen, die auch zur Verfassung der österreichischen Industriestatistik für das Jahr 1880 gedient haben. Aber zum Zwecke der neuerlichen Verwendung wurden dieselben einer gründlichen Revision, beziehungsweise Modification und Ergänzung unterzogen, wobei es sich hauptsächlich darum handelte, jene Steuergrenze zu fixiren, bis zu welcher bei der Erfassung der industriellen Unternehmungen herabgegangen werden sollte, um ein möglichst vollständiges Bild der vaterländischen Industrie zu gewinnen. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte, da nicht alle Unternehmungen mancher Branchen nach der gegenwärtigen Methode erfaßt werden konnten, ein niedrigerer Steuersatz, als der Erhebung von 1880 zu Grunde lag, angenommen werden, und es wurde somit beschloffen, alle jene Industrien, welche vormem nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur bis zum Steuersatze von 42 fl. (ohne Zuschlag) herab erfaßt wurden, künftighin über alle Unternehmungen bis zum Steuersatze von 10 fl. 50 kr. (ohne Zuschlag) oder mit einer Einkommensteuerleistung von mindestens 21 fl. auszudehnen. Nur in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, welchen so umfangreiche Erhebungen in Wien unzweifelhaft begegnet wären, wurde der Steuersatz für Wien von 10 fl. 50 kr. auf 21 fl. erhöht.

Es muß noch bemerkt werden, daß die specielle Nachweisung sich nur über jene Industrien erstreckt, deren Kenntniß für weitere Kreise von Interesse und Bedeutung ist, und daß die Nachweisungen seitens Dalmatiens zu mangelhaft waren, um in die tabellarischen Darstellungen Aufnahme finden zu können.

Dieses vorausgeschickt, bietet aber dieser fast 300 Seiten umfassende „Versuch einer österreichischen Industriestatistik“, wie er allzu bescheiden sich selbst nennt, einen so tiefen Einblick in die industriellen Verhältnisse Oesterreichs, daß es uns eine werthvolle Gabe erscheint, die Hauptresultate dieser groß angelegten und exact durchgeführten Arbeit in seinen Hauptergebnissen an dieser Stelle wiederzugeben.

Zunächst lassen wir nunmehr eine Hauptzusammenstellung der in diesem Werke im Detail behandelten gewerblichen Betriebe folgen, wobei wir bemerken, daß die darin enthaltenen Angaben über den Werth der Erzeugnisse nur als ein Minimum der Production zu betrachten sind.

Verzeichnung der Industrialgewerbe	Zahl der Unternehmungen	Motoren		Arbeiter	Production Werth in Gulden ö. B.
		Zahl	Pferdekraft		
I. Erzeugung von Metallen und Metallwaaren.					
Erzeugung von raffiniertem Eisen und Stahl	153	994	36.661	15.138	32,787.100
Gewinnung von Gußwaaren durch Umguß	133	233	3.394	8.571	11,172.300
Erzeugung von Eisen- und Stahlbraut	35	100	2.494	1.803	3,389.800
Erzeugung von Eisen- und Stahlblech	31	80	5.162	1.740	8,214.200
Erzeugung von Eisenbahnschienen, Radkränzen (Tyres) und sonstigem Eisenbahnmateriale	19	30	2.365	1.987	11,837.300
Erzeugung von Senfen, Sägeln und Strohmessern	128	845	4.159	2.657	2,902.600
Erzeugung von feuerfesten Caffen und Schränken	16	5	99	539	822.500
Erzeugung von Waffen und Waffendestandtheilen	191	78	1.095	3.575	2,672.900
Erzeugung von Schmiede- und Schlosserwaaren*)	231	264	2.737	3.731	4,344.700
Erzeugung v. Nägeln, Drahtstiften, Schrauben, Nietenn. Drahtseilen*)	60	79	1.785	3.699	6,878.600
Erzeugung von Eisengehirr	33	37	435	2.254	3,399.200
Erzeugung von eisernen Möbeln	10	6	51	347	550.000
Erzeugung von Kupferwaaren*)	28	69	1.475	1.050	5,417.300
Erzeugung von Bleiwaaren	12	9	144	885	1,120.600
Erzeugung von Zinkwaaren	14	11	636	639	2,603.900
Erzeugung von Messing-, Zombac-, Bronze-, Packfong-, Argentan- u. dgl. Waaren*)	174	112	2.074	6.365	9,017.700
Erzeugung von Lampen und anderen Spenglerwaaren**)	109	21	200	2.043	3,388.800
Andere Eisenindustrie	97	120	1.596	1.520	1,030.000
Zusammen	1474	3093	66.562	58.043	111,549.500

II. Erzeugung von Maschinen, Werkzeugen, Apparaten, Instrumenten und Transportmitteln.						
Maschinenfabrication	429	495	7.106	24.850	43,046.900	
Wagon- und Wagenbau*)	62	27	810	4.658	9,397.800	
Schiffbau	40	42	1.063	5.247	4,191.100	
Erzeugung von mathematischen, physikalischen, optischen, chirurgischen u. dgl. Instrumenten und Apparaten**)	100	17	93	1.547	2,667.400	
Uhrenfabrication**)	56	2	10	625	795.500	
Erzeugung von musikalischen Instrumenten**)	95	9	66	1.418	2,312.200	
Herstellung von Beleuchtungs- und Wasserleitungsgegenständen**)	26	12	94	759	1,195.200	
Zusammen	808	604	9.242	39,104	63,606.100	
III. Industrie in Steinen, Erden, Thon und Glas.						
Mechanische Bearbeitung von Steinen*)	73	14	415	4.843	4,085.000	
Kalkbrennerei*)	65			1.938	2,286.700	
Erzeugung von hydraulischem Kalk und Cement	45	85	2.359	1.988	2,485.000	
Erzeugung von Cementwaaren*)	16	5	130	420	475.500	
Gypsbrennerei**)	16	16	111	186	350.000	
Ziegelbrennerei*)	380	82	1.360	16.049	7,093.700	
Erzeugung von Töpferwaaren**)	83	17	121	1.198	1,029.900	
Siderolith-, Terralith- und Terracottaerzeugung	11	6	38	1.059	718.000	
Fabrication von Steingut, Steingut und feuerfester Thonwaare	71	76	963	3.508	2,708.400	
Porzellanfabrication	39	75	1.109	6.820	14,570.300	
Hohl- und Tafelglaserzeugung	153	170	1.170	9.679	8,683.300	
Hohlglaskaffinerie	2055	83	380	5.221	2,219.500	
Spiegelglaskaffinerie	27	126	814	1.084	2,658.900	
Glasquincallerie	2986	352	1.442	13.864	17,150.300	
Zusammen	6020	1107	10.412	67.857	66,514.500	

*) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl.

**) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl. für Wien sammt Umgebung und 10 fl. 50 fr. für die Länder.

Bezeichnung der Industrialgewerbe	Zahl der Unternehmungen	Motoren		Arbeiter	Production Werth in Gulden ö. B.
		Zahl	Pferdekkräfte		
IV. Industrie in Holz, Wein, Kautschuk und ähnlichen Stoffen.					
Sägewerke	8478	8886	48,819	18,717	35,793,400
Parquettenfabrication *	10	15	192	348	396,000
Möbelfabrikerei *	274	51	1,053	13,224	11,370,000
Erzeugung von Drechslerwaaren *	141	13	84	2,390	3,957,300
Knopffabrication *	95	45	590	6,073	4,879,700
Erzeugung von Kautschuk- und Guttaperchawaaren (ohne die elastischen Web- und Wirkwaaren) *	7	9	834	915	2,043,700
Andere Holzwaarenindustrie	3	4	50	183	213,400
Zusammen	9008	9023	51,622	41,850	58,653,500
V. Industrie in Leder, Fellen, Borsten, Haaren und Federn.					
Gerberei *	210	134	1509	5,199	19,879,600
Erzeugung von gefärbtem und lackirtem Leder *	32	13	110	1,066	3,627,400
Erzeugung von Sattler-, Riemer- und Taschenwaaren **	102	5	25	827	2,019,700
Erzeugung von Ledergalanteriewaaren *	35	3	17	744	1,366,300
Erzeugung von Wachsstück, Ledertuch, Wachstaffet zc. *	7	7	82	307	1,044,200
Zusammen	386	162	1,743	8,143	27,937,200
VI. Textilindustrie.					
Erzeugung von Rohseide	58	39	143	4,792	2,552,600
Seidenpinnerei	12	17	61	614	585,800
Spinnerei von Seidenabfällen	3	10	680	1,615	2,220,000

Seidenweberei	107	30	441	7.934	12.047.400
Streichgarnspinnerei	299	279	7.173	8.884	42.848.600
Kammgarnspinnerei	10	26	3.865	4.072	17.097.000
Kunstwollherzeugung	10	15	413	578	1.136.600
Streichgarnweberei*)	232	247	7.551	22.579	53.377.300
Erzeugung von Kammgarn- und gemischten Stoffen, auch Schaf- wollwarendruckerei*)	145	114	4.384	20.541	43.940.600
Erzeugung von Teppichen, Decken und Koken*)	21	27	952	2.441	3.227.000
Baumwollspinnerei	135	345	34.920	25.100	54.269.200
Baumwollabfallspinnerei	57	86	1.594	2.015	3.680.300
Baumwollweberei	441	308	12.412	68.571	79.539.900
Nachspinnerei	43	103	11.810	18.279	24.122.400
Leinwandherzeugung*)	10	12	430	1.852	1.323.900
Leinenweberei*)	132	66	1.856	19.619	18.091.300
Ganfabrik (Gauflspinnerei, Seilwarenerzeugung, Bindfaden- fabrication u. f. w.)*	18	24	1.746	1.604	2.561.400
Tutenmanufaktur	19	23	2.401	3.267	4.943.400
Baumwolldruckerei*)	49	186	2.618	6.106	1) 16.850.000
Färbereien*)	178	182	1.555	4.952	1) 9.670.000
Appreturanstalten (Weicherei, Appretur im engeren Sinne, Tuch- schererei, Walkerei u. f. w.)*	223	269	4.583	7.345	1) 10.475.000
Bandfabrication*)	42	24	341	3.432	4.537.000
Birf- und Strichwarenerzeugung**)	81	32	424	5.009	5.220.000
Gesamtbeitrag	2.325	2.464	102.353	241.201	414.322.700

*) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl.

**) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl. für Wien sammt Umgebung und 10 fl. 50 kr. für die Länder.

1) Approximativ angenommen.

Bezeichnung der Industrialgewerbe	Zahl der Unternehmungen	Motoren		Arbeiter	Production Werth in Gulden ö. W.
		Zahl	Pferdeträfte		
Uebertrag	2.325	2.464	102.353	241.201	414,322.700
Maschinenfäbriker**)	23	4	11	2.246	1,234.600
Ergengung von Vorhängen, Spigen und Pullanglais (Bobbinet*)	13	9	262	2.086	1,664.600
Kollamentirwaarenergengung, auch Ergengung von Schürren und Börteln, Döchten und Gummivebwaaren**)	109	40	508	3.218	4,567.800
Ergengung von Tapetezer- und Bettwaaren*)	76	.	.	788	3,396.100
Zusammen	2.546	2.517	103.134	249.539	425,185.800
VII. Bekleidungs- und Fußwaarenindustrie.					
Wäschevaarenfabrication*)	234	.	.	6.032	7,190.000
Ergengung von Männerkleidern**)	550	.	.	9.946	14,302.200
Ergengung von Damenkleidern und Fußwaaren*)	138	.	.	1.916	4,289.900
Felzwaarenfabrication*)	53	.	.	295	1,196.200
Fabrication von Grabatten und anderen Herrenmodevaaren*)	14	.	.	337	542.000
Fabrication von Handschuhen*)	59	.	.	2.990	3,258.200
Schuhwaarenfabrication**)	343	9	134	10.486	12,564.600
Fabrication von Kutfstoffen, Filz- und Seidenhüten**)	140	27	677	3.510	4,580.400
Fabrication von Strohhgeflechten und Strohhhüten**)	39	2	11	1.503	1,371.400
Fabrication von orientalischen Kappen (Fes)	10	25	630	2.541	2,602.200
Ergengung künstlicher Blumen und Schminckfedern**)	57	.	.	666	1,030.000
Ergengung von Sonn- und Regenschirmen**)	52	.	.	729	1,647.100
Zusammen	1.689	63	1.452	40.951	54,574.200

VIII. Papierindustrie.

Erzeugung von Papierstoff	112	175	13.690	3.571	5.823.000
Papierfabrication	193	627	24.520	15.602	26.294.800
Fabrication von Blaupapier und Papiertapeten*)	14	6	103	639	987.700
Erzeugung von Spielfarten*)	10	2	30	486	409.900
Erzeugung von Buchbindewaaren*)	59	8	25	1.719	1.950.500
Zusammen	388	818	38.368	22.017	35.465.900

IX. Industrie in Nahrungs- und Genussmitteln.

Möhlen	24.583	43.636	188.073	37.315	252.697.000
Erzeugung von Brod, Lurusgebäck und Schiffszwieback**)	1.359	15	109	6.434	31.812.000
Leigwaarenfabrication**)	15	12	151	197	750.000
Malzfabrication	99	68	541	1.681	11.975.700
Preßheferzeugung	32	49	898	896	4.067.100
Erzeugung von rohem und raffiniertem Zucker	210	2.531	31.560	65.761	162.544.100
Erzeugung von Kartoffelsirup*)	8	10	81	95	354.500
Fabrication von Chocolade und Canditen**)	56	30	224	1.347	2.686.400
Erzeugung von Kaffeeurrogaten**)	85	66	722	2.366	5.267.000
Zuckerbäckeri**)	161	.	.	898	1.760.800
Bierbrauerei	1.684	521	5.027	18.040	106.640.000
Brauntweibrennerei	33.246	.	.	1) 45.100	1) 22.340.000
Spiritusraffinerie	57	53	449	867	14.737.000
Gährtrug	61.595	46.991	227.835	180.997	617.631.600

*) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl.

**) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl. für Wien sammt Umgebung und 10 fl. 50 kr. für die Länder.

1) Approximativ geschätzt.

Bezeichnung der Industrialgewerbe	Zahl der Unternehmungen	Motoren		Arbeiter	Production Worth in Gulden ö. W.
		Zahl	Pferdeträfte		
Uebertrag	61.595	46.991	227.835	180.997	617,651.600
Erzeugung von verflüchtigen Getränken, als: Equeure, Kognack, Punschessenz, Brant, Rum u. s. w. **)	412	.	.	1.055	6,222.700
Erzeugung von moussirenden Getränken **)	118	41	102	515	1,048.500
Erzeugung von Essig und Essigspirit **)	104	4	15	321	1,265.000
Erzeugung von Tabak und Tabakfabrikaten	28	21	484	31.248	30,000.000
Zusammen	62.257	47.057	228.436	214.136	656,167.800
X. Chemische Industrie.					
Fabrication von chemischen Producten *)	77	242	2.134	5.098	14,526.200
Erzeugung von Stärke und Stärkproducten *)	44	50	656	820	1,799.800
Fabrication von Theer- und Harzproducten **)	45	20	195	515	2,413.500
Aluminiumerzeugung *)	1	.	.	45	116.800
Farbenfabrication **)	87	112	1.189	1.889	4,766.900
Fabrication von Firnissen und Lacken **)	46	16	142	239	1,242.600
Leinfabrication **)	26	9	139	210	570.800
Erzeugung von Schießpulver	26	132	750	300	5,746.400
Erzeugung von Dynamit und anderen Sprengmitteln	10	25	318	182	791.200
Erzeugung von Zündhütchen und Patronenhülsen	5	5	122	953	1,445.000
Erzeugung von Zündhölzchen *)	54	32	305	4.450	2,954.700
Erzeugung von Seifen und Kerzen **)	249	51	419	2.191	14,351.300

Seifenzubereitung*)	29	29	523	850	5,679,900
Petroleum- und Paraffinindustrie*)	137	100	664	10,804	14,201,100
Leuchtgasbereitung	88	90	578	3,799	15,306,000
Fabrikation von ätherischen Ölen**)	31	10	46	145	1,376,400
Parfümeriefabrikation**)	23	9	41	326	891,700
Fabrikation von Sodabim und künstlichen Düngemitteln*)	38	51	681	1,149	4,042,800
Zusammen	1,010	983	8,902	33,965	92,223,100
XI. Baugewerbe.					
Bauischlerei	74	17	398	1,846	2,627,300
Bauischloßerei*)	79	15	369	1,808	2,086,500
Zusammen	153	32	767	3,654	4,713,800
XII. Photographische und Kunstgewerbe.					
Buch- und Steindruckerei	779	147	942	13,277	18,124,700
Schiffstößerei	16	.	.	482	790,700
Photographie	678	.	.	1,058	2,171,600
Zusammen	1,473	147	942	14,817	21,027,000
Summe	87,212	65,606	521,582	794,076	1,617,618,400

*) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl.

**) Unternehmungen mit einer Steuerleistung von mindestens 21 fl. für Wien samt Umgebung und 10 fl. 50 kr. für die Länder.

Von der Gesamtzahl der Motoren entfallen 8195 mit 197.563 Pferdestärken auf Dampfmaschinen, 1478 mit 71.130 Pferdestärken auf Turbinen, 55.131 mit 249.254 Pferdestärken auf Wasserräder und 802 mit 3.635 Pferdestärken auf andere Motoren. Unter den Arbeitern befinden sich 527.036 Männer, 214.986 Weiber und 52.054 jugendliche Arbeiter.

Zum Schluß geben wir noch eine allgemeine Uebersicht der Zahl der in den Bezirken der einzelnen Handels- und Gewerbekammern befindlichen Industrial- und Handelsgewerbe. Es befinden sich

im Bezirke der Handels- und Gewerbekammer	Industrial- gewerbe	Handels- gewerbe	Zusammen
Wien	62.724	54.751	117.475
Linz	23.544	14.118	37.662
Salzburg	4.833	2.640	7.473
Graz	18.062	13.112	31.174
Leoben	5.603	2.922	8.525
Klagenfurt	8.269	4.704	12.973
Laiibach	6.097	7.071	13.168
Triest	1.629	3.710	5.339
Görz	1.399	2.343	3.742
Kovigno	1.351	2.771	4.122
Innsbruck	6.173	4.159	10.332
Bozen	6.556	3.859	10.415
Koveredo	3.327	6.053	9.380
Feldkirch	6.220	1.888	8.108
Frag	32.562	26.734	59.296
Reichenberg	46.018	33.688	79.686
Eger	20.449	13.475	33.924
Pilsen	13.511	8.844	22.355
Budweis	12.425	8.279	20.704
Brünn	23.674	16.043	39.717
Olmütz	20.891	15.065	35.956
Troppau	11.592	9.754	21.346
Lemberg	16.164	22.812	38.976
Krafaa	12.143	12.285	24.428
Brodj	5.484	8.672	14.156
Czernowitz	4.400	5.839	10.239
Summe	375.100	305.571	680.671

M.



- Friedrich Kleinwächter: Die Gernöwiger Ausföhlung von 1866 mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Bd. II, Heft IX, S. 5.
 Stephan Wolnar: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.
 Raphael Hoffman: Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft 1, S. 19 u. Heft IX, S. 40.
 Julius Wolf: Der Alkoholismus in den österröichischen Ländern und anderwärts. Eine statistische Skizze. Bd. III, S. 243.
 Adolph Beer: Oesterreich und die deutschen Handelsreinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Bd. III, S. 273.
 Johann B. Meyer: Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Bd. III, S. 337.
 Eugen Gelcid: Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Asien. Bd. IV, S. 180.
 Ernst Wischler: Die Wohnverhältnisse der arbeitenden Klassen in den österröichischen Städten. Bd. IV, S. 201.
 Joh. B. Meyer: Die Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder. Bd. IV, S. 303.
 Eugen Gelcid: Eine österröichische Fischereigesellschaft. Zur bevorstehenden Gründung. Bd. IV, S. 339.
 Wilhelm von Flattich: Die Wiener Stadtbahnfrage. Bd. V, S. 87.
 Eugen Gelcid: Das unter Narentathal. Bd. V, S. 228.
 Joh. B. Meyer: Die österröichische statistische Centralcommission. Zu ihrem fünfundsanzigjährigen Bestande. Bd. V, S. 278.
 Georg Deutsch: Karl Freiherr von Reichenbach. Ein Beitrag zur österröichischen Industriegeichte. Bd. V, S. 322.
 Moritz Ertl: Die sociale Versicherung in Oesterreich. Bd. VI, S. 42.

Wissenschaft.

- Jos. N. von Lorenz-Liburnau: Der Stand der Agrarmeteorologie in Oesterreich. Bd. II, Heft VII, S. 16.
 Alfred Lederer: Versuch einer rationalen Begründung der Ethik. Bd. II, Heft 1, S. 32; Heft II, S. 33 und Heft IX, S. 19.
 Franz von Le Monnier: Die k. k. geographische Gesellschaft in Wien. Bd. II, Heft VIII, S. 55.
 Ottomar Volkmer: Das k. k. militär-geographische Institut in Wien. Bd. II, Heft I, S. 61.
 Theodor Lechler: Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins. Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre. Bd. III, S. 163.
 Ludwig von Lorenz: Die k. k. österröichische zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien. Bd. III, S. 372.
 Hans Buchner und Ernst Wischler: Der sechste internationale Congress für Hygiene und Demographie zu Wien. Bd. IV, S. 38.
 Nicolaus Wang: Die Ergebnisse der Urgefichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Bd. IV, S. 95 und 159.
 Otto Stapp: Der Landschaftscharakter der pörischen Steppen und Wästen. Bd. IV, S. 227 und 348; Bd. V, S. 51 und 155.
 Paul Hunfalvy: Linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn. Bd. V, S. 25 und 118.
 Joseph Lampel: Das Institut für österröich. Geschichtsforschung und die österröichischen Archive. Bd. V, S. 266.
 Junius: Eine verschollene Dee? Bd. V, S. 244.
 Herm. Ign. Bidermann: Zur Ethnographie von Dalmatien. Bd. VI, S. 60, 132, 209 und 338.
 Richard von Wettstein und Dr. Hans Molisch: Das botanische Studium an der Wiener Universität. Bd. VI, S. 170 und 355.
 Robert Zimmermann: Philosophie und Philosophen in Oesterreich.
 Wilhelm Wahlberg: Die österröichische Strafrechtgebung seit 1850.
 Joseph Kalousek: Die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (1770 bis 1889). Bd. VII, S. 59.
 H. v. Fendensfeld: Die zoologische Station in Trieste. Bd. VII, S. 136.

Literatur und Kunst.

- Briefe von Adolph Bichler an Emil Kub (von 1862 bis 1876). Bd. I, Heft I, S. 51; Heft II, S. 55; Heft III, S. 47; Heft IV, S. 52; Heft V, S. 46; Heft VI, S. 57.
 Alfred von Domaszewsky: Die Ausgrabungen in Carnuntum. Bd. I, Heft I, S. 64.
 Max Kalbed: Johann Christian Günther. Bd. 1, Heft II, S. 24 und Heft III, S. 34.
 Albert Zig: Unser Idealismus in Kunst und Literatur. Bd. 1, Heft III, S. 5.
 Alois Hauser: Die Grubt der St. Annakirche in Wien. Bd. 1, Heft 2, S. 60.
 Joseph Jirecek: Nüchtheit auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert mit besonderer Beachtung der Entwicklung der böhmischen Literatur seit Maria Theresia. Bd. 1, Heft V, S. 38; Heft VI, S. 47; Bd. II, Heft III, S. 33; Heft VII, S. 48.
 Alois Hauser: St. Ruprechtskirche in Wien. Bd. I, Heft V, S. 63.
 Emil Kub: Grillparzer in Deutschland. Bd. II, Heft I, S. 1.
 Julius Deininger: Moderne Architektur in Oesterreich-Ungarn. Bd. II, Heft VII, S. 37.
 Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. Bd. II, Heft IX, S. 52; Bd. III, S. 29; Bd. IV, S. 147.
 Camillo Sittte: Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Bd. III, S. 65.
 Eduard Guglia: Iuliane, Herzogin von Giovane. Bd. III, S. 88.
 Theodor Frimmel und Albert Zig: Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. österröichischen Museum zu Wien. Bd. III, S. 144.
 Georg Niemann: Neue österröich. Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. Bd. III, S. 193.
 Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn. Bd. III, S. 232.
 Franz Pulszky: Das Denkmal Franz Deak's. Bd. IV, S. 1.
 Alfred Laaer: Von deutscher Dichtung in Böhmen. Bd. III, S. 812; Bd. IV, S. 66.
 Moritz Leder: August Trejort's Denkreben. Bd. IV, S. 119.
 Adolph Bichler: Moritz Schleier. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. V, S. 48 und 133.
 Joseph Wapfler: Kunstgeschichtliche Studien aus Obersteiermark. Bd. V, S. 241.
 Adolph Bichler: Michael Stotter. Bd. VI, S. 80.
 Bruno Bucher: Die ersten fünfundsanzig Jahre des Oesterr. Museums für Kunst und Industrie. Bd. VII, S. 9.
 August Sauer: Grillparzer als Dramatiker. Bd. VII, S. 65 und 183.

Landes- und Volkskunde in Schilderungen.

- J. G. Maurer: Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. Eine culturhistorische Skizze. Bd. I, Heft III, S. 38.
 Eugen Gelcid: Skizzen aus den Quarnerinseln. Bd. II, Heft 1, S. 51 und Heft II, S. 45; Bd. III, S. 109 und 185.
 J. G. Maurer: Der Einsiedler von Taur. Ein Beitrag zur Kenntniß des Einsiedlerwesens in Tirol. Bd. III, S. 178.
 Anton Mayer: Der Verein für Landeskunde in Niederösterreich. Bd. IV, S. 373.
 Georg Deutsch: Die ältesten Forschungen in den mährischen Kalkhöhlen. Bd. VII, S. 38.
 Paul von Radics: An Oesterreichs Alpenbahnen. Bd. VII, S. 152 und 208.

Äuere Donauländer und Orient.

- Felix Kaniz: Die politische Stellung zwischen Serbien und Bulgarien. Bd. I, Heft I, S. 32.
 Hermann Wamböck: Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf der Balkanhalbinsel. Bd. 1, Heft II, S. 5.
 Karl Kelenyi: Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel. Bd. IX, Heft I, S. 40 und Heft III, S. 18.
 Gustav Mayer: Die Albanen. Bd. I, Heft IV, S. 44; Band IV, S. 82.
 Felix Kaniz: Die Wirksamkeit der aufgelösten Belgrader Gelehrten-Gesellschaft und die neugegründete königlich serbische Akademie der Wissenschaften. Bd. II, Heft II, S. 54 und Heft III, S. 48; Bd. III, S. 55.
 Clemens Freiherr von Sitten: Der Islam in Bosnien. Bd. IV, S. 324.

R. L. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.